

Teil II Objektivität.

(II/1): Der Objektivitätsbegriff – Dimensionen und Divergenzen.

„Objektivität“ ist ein Begriff, bei dem man alltagssprachlich ohne Weiteres das Gefühl haben kann, über seinen Sinngehalt könne man sich ohne große Umstände verständigen. Jeder weiß, worum`s geht. Es scheint doch schon im Alltagsleben glasklar, dass jedermann „objektiv“ im Sinne von sachlich und neutral sein müsse, wenn es z.B. um Kontroversen über eine angemessene Problembearbeitung geht. Im Wissenschaftsbetrieb wird „Objektivität“ als eine Norm von allerhöchstem Rang gehandelt. Jeder ernste und strenge Wissenschaftler hat sich strikt daran zu halten. Sie wird daher mit breitem Einverständnis als ein Grundprinzip jeder wissenschaftlichen Betriebsamkeit angeführt. Aber versteht sie sich wirklich so einfach von selbst? Es gab Zeiten, da musste man mit den schärfsten Razzien von Diskurspolizeien rechnen, wenn man auch nur gelinde Zweifel an der Ansicht anmeldete, diese Norm sei homogen und stecke der wissenschaftlichen Arbeit klare, einheitliche und eindeutige Ziele. Verhält es sich tatsächlich so?

Gewiss nicht deswegen vorab zu verachtende Lexika der kurzen Gedankenschritte versprechen uns gelegentlich, in einem einzigen Satz anzugeben, was der semantische Kernbestand eines wissenschaftlichen Grundbegriffs oder einer grundlegenden Norm sei. Es gibt Handbücher und Websites, die dieses Versprechen einzulösen versprechen. So findet man, wenn man im Internet herum surft, eine ganze Reihe prägnant erscheinender Kurzdefinitionen für „Objektivität“. Ich wähle zur Illustration die ausdrücklich so genannte „Kurzerklärung“ aus „Gablers Wirtschaftslexikon“ aus, ein bei Ökonomen beliebtes und verbreitetes Handbuch. Es befasst sich mit der Objektivität von „Messungen“ im allgemeinen Sinne systematischer Beobachtung:

„Ein Messvorgang ist dann objektiv, wenn die Messergebnisse (bei der Durchführung und Auswertung einer Untersuchung – J.R.) vom Untersuchungsleiter unabhängig sind.“

Bei näherem Hinsehen ergibt sich jedoch der Eindruck, dass die Brauchbarkeit dieser „Kurzerklärung“ von erheblichen Unklarheiten beeinträchtigt wird. Um nur eine äußerst naheliegenden Problematik zu nennen: Auf welche Art und Weise genau ist eine Messung (Beobachtung) vom Untersuchungsleiter „unabhängig“, wenn *er* es doch ist, der die Untersuchung leitet? Wie problematisch die vorgeschlagene Definition so gesehen ausfällt, zeigen Studien wie die von Kusch, die im Teil I dieser Ausarbeitung kommentiert wurden. Eine von Kuschs Thesen lautete ja, dass sich die Struktur psychologischer Institute in

Deutschland zwischen 1900 und 1920, nicht zuletzt der jeweilige Führungsstil des Institutsleiters, bis in die Theorien der Seelenkunde hinein vermittelt hat. Wäre ich nun meinerseits gezwungen, eine gleichermaßen entschlossene Kurzdefinition zu schreiben, welche dem äußeren Anschein nach einverständige Bedeutungskern der Objektivitätsnorm für ein Lexikon der kurzen Wege zusammenfasst, dann sähe sie etwa so aus:

„>Objektivität< erfordert konsensfähige Einstellungen, Haltungen und Handlungen, die den Sachen selbst gerecht werden.“

Dieses Kürzel liefert genau so wenig Aufklärung wie das aus dem Wirtschaftslexikon, ist jedoch ganz gut geeignet, um eine Art Sortierraster für die Vielschichtigkeit der Dimensionen des scheinbar einheitlichen Objektivitätsbegriffes und der mit ihm verwobenen, wahrlich nicht allesamt „gelösten“ Probleme zu konstruieren. Wir stehen allein schon mit diesen beiden fragwürdigen Kurzangaben vor dem ganzen wissenschaftstheoretischen Ärger, den die ach so selbstverständliche Objektivitätsnorm bereitet und dürfen uns eines Füllhorns von Anschlussfragen angesichts der sie begleitenden Antwortversuche erfreuen. Querelen lassen sich nicht bei noch so komplexen und ausführlichen Analysen der Objektivitätsnorm vermeiden.

Vokabeln wie „Konsens“ und „Sachgerechtigkeit“ in meiner Ganz-Kurz-Bestimmung hängen natürlich eng mit dem Subjekt-Objekt-Schema der Erkenntnistheorie zusammen. Auf der einen Seite findet sich die erkennende Instanz. Damit entsteht sofort das bekannte Problem, wie sich Erkenntnisakte und Erkenntnisleistungen der einzelnen empirischen Subjekte zu den ihnen allen zugesprochenen *allgemeinen* Kompetenzen wie ihr Denk- und Sprachvermögen verhalten? Wie kommen überhaupt einverständige Urteile über Sachverhalte (Konsens) zustande? Das *allgemeine* Erkenntnisvermögen wird oftmals als „das Subjekt“ bezeichnet. Es erscheint – je nach den Grundsätzen der jeweiligen Erkenntnistheorie – in verschiedenen Ausprägungen: als Nous, Idee, Bewusstsein, Denken, Vernunft, Subjekt, Geist, Diskurs, Sprache. Das alles sind bekannte Platzhalter. Auf der anderen Seite des elementaren Erkenntnismodells steht der Untersuchungsgegenstand. Auch an dieser Stelle tauchen hinlänglich geläufige Platzhalter wie das gesamte Sein, die Materie, der Stoff, eine Tatsache, das Faktum, das Ding, andere Personen, Artefakte, aber auch Themen, d.h. gedanklich-linguistische Materialien als allgemeiner *Gegenstand* einer Erkenntnisbemühung auf. Für den zu erkennenden Sachverhalt ist „Objekt“ das in den verschiedensten Lagern gebräuchlichste Wort. Im Bereich des Objektes sind nun auch die klassischen Wurzeln der Kategorie der „Objektivität“ zu suchen. Denn im lateinischen Verb „obicere“ steckt der Wortstamm „iacere“ – und das bedeutet „werfen“ („schleudern“). Es kommt so etwas wie das *pilum*, der römische Wurfspeer auf einen zu. „Obicere“ liest sich auch als

„Gegenüberliegen“ oder „Gegenüberstehen“, so wie eben das Objekt, der Gegenstand, dem Subjekt entgegen steht.

Aber wie kommen Subjekt und Objekt *zusammen*? Hier stoßen wir sofort auf eine, wenn nicht die Kernbedeutung des Begriffs der „Objektivität“, auf seinen engen Zusammenhang mit der Frage nach der Wahrheit oder Unwahrheit von Behauptungen. Schon alltagssprachlich bezeichnet das Attribut „objektiv“ ja nicht nur eine sachliche sowie auf Verständigung (Konsens) ausgerichtete Haltung der empirischen Subjekte, sondern bedeutet auch so viel wie: „trifft zu“, „ist wahr“, „ist die reine Wahrheit“. Das Adelsprädikat „objektiv“ verdienen Erkenntnisleistungen der Subjekte oder des Subjekts in diesem Falle dann, wenn sie ihrem Wahrheitsanspruch genügen. Doch selbst wenn das alles wäre, was es mit dem Begriff der „Objektivität“ auf sich hat, stünde man sofort wieder vor einem Mount Everest an Schwierigkeiten. Nämlich vor dem Berg unüberwundener Probleme, die mit Wahrheitstheorien, Wahrheitskriterien und (vielleicht) die Wahrheit sichernden Methoden verbunden sind. Deswegen kann man sich auch nicht als Sprachspieltheoretiker und Kritiker des klassischen Subjekt-Objektschemas einbilden, man sei mit der „linguistischen Wende“ von „dem Subjekt“ auf „die Sprache“ das Objektivitätsproblem losgeworden. Macht man einen Unterschied zwischen Diskurs und Diskursgegenstand, Signifikat und Signifikand, dann ist natürlich die Wahrheitsproblematik sofort wieder da. Wie kommen und passen die beiden Pole zusammen? Und wenn kühn behauptet wird, „objektiv“ sei, was von irgendjemandem – ja von wem? – als Objektivität „konstruiert“ wird, darf man wohl diskret nachfragen: Wer konstruiert da eigentlich was und mit welcher Berechtigung verlangt er, dass man die von ihm angebotene Konstruktion als „objektiv“ und nicht als „realitätsfernes Phantasiegebilde“ akzeptieren soll? Man kann also getrost bei dem klassischen Subjekt-Objekt-Schema bleiben, um die Problemzonen abzustecken, die auch andere „Paradigmata“ mit dem Objektivitätspostulat haben.

Nicht selten wird der Wissenschaftsbetrieb mit seinen wohlgesitteten Mitgliedern als die entscheidende Produktionsstätte von Objektivität ausgelobt. Nietzsche betrachtet die Lage allerdings mit der gebotenen Ironie:

„Der Intellekt ist bei den allermeisten eine schwerfällige, finstere und knarrende Maschine, welche übel in Gang zu bringen ist; sie nennen es >>die Sache *ernst nehmen*<<, wenn sie mit dieser Maschine arbeiten und gut denken wollen – oh wie lästig muss ihnen das Gut-Denken sein! Die liebliche Bestie Mensch verliert jedes Mal, wie es scheint, die gute Laune, wenn sie gut denkt; sie wird >>ernst<<! Und >>wo Lachen und Fröhlichkeit ist, da taugt das Denken nichts<< – so lautet das Vorurteil dieser ernstesten Bestie gegen alle >>fröhliche Wissenschaft<<. – Wohlan! Zeigen wir, dass es ein Vorurteil ist!“¹

¹ F. Nietzsche: Werke in drei Bänden (hrsg. V. K. Schlechta), Band 2, München 1955, S. 189.

In der Realität der Alltagsbetriebsamkeit sieht es wahrlich so aus, als würden „Ernst und Strenge“ neben der Wahrheitsliebe mit aller Selbstverständlichkeit zu all jenen Einstellungen gerechnet, welche ein Wissenschaftler als empirisches Subjekt unbedingt aufweisen muss, um in seiner Zunft ernst genommen zu werden. Wenn aber das Gebot der *völligen* Unabhängigkeit der Untersuchungsergebnisse vom Untersuchungsleiter unsinnig ist, stellt sich die grundsätzliche Frage, welche *speziellen* Haltungen, Einstellungen und Handlungen die „Objektivität“ fördern und welche als Störfaktoren anzusehen und zu beseitigen sind? Wie also sieht – auf der Subjektseite – die Psychologie und Sozialpsychologie „objektiver“ Forschung und Theoriebildung aus? Wie verhält sich dabei die Aktivität der *einzelnen* Wissenschaftler („Untersuchungsleiter“) zu den Mitgliedern seiner Forschungsgemeinschaft? Wie zu den Paradigmata anderer Forschungsgemeinschaften, zu den Organisationen und Institutionen des Wissenschaftsbetriebes, letztlich zu Strukturen und Prozessen der Gesamtgesellschaft? Wie kommt der wissenschaftliche Konsens – wenn überhaupt – zustande? Wer ist der Träger des Konsenses? Ist eine Konsenstheorie der Wahrheit bei Objektivitätsproblemen unvermeidlich? Welchen Bedingungen und Beschränkungen unterliegt die zu erzielende Übereinstimmung? Worüber stimmen die Sprachspieler überhaupt überein? Fragen über Fragen!

Auf der Objektseite schlägt sich die Wissenschaft, ob sie nun ernst und streng oder vergleichsweise fröhlich betrieben wird, mit dem jeweiligen Verständnis von „Objekt“ herum. Was hat man unter den „objektiven“ Gegebenheiten zu verstehen? Handelt es sich um die „Dinge an sich“ Kants? Um die vom Geist unterschiedene Materie? Handelt es sich um „reine Tatsachen“, „Fakten“ oder „Daten“? Wie kommt man überhaupt methodisch an „die Sachen selbst“, an das Tatsächliche und nicht bloß Imaginierte in der Welt heran? Wahrscheinlich gibt es so viel Antworten wie es Fragesteller gibt.

Ich habe mich einer Kurzdefinition schuldig gemacht. Zur Erinnerung:

„>Objektivität< erfordert konsensfähige Einstellungen, Haltungen und Handlungen, die den Sachen selbst gerecht werden.“

Das Wort „Objektivität“ im Substantiv suggeriert nur allzu leicht die Vorstellung einer einheitlichen Norm. Doch wie im Falle von anderen prominenten Hauptwörtern wie „Rationalität“, „Freiheit“, „Wahrheit“ oder „der Wert“ (s.o. Teil I) ist es nach meiner Auffassung außerordentlich sinnvoll, dieses Substantiv in ein Prädikat aufzulösen. Objektivitätsurteile nehmen dann die elementare Urteilsform „x ist objektiv“ (oder nicht) an. Mit dieser kleinen grammatischen Veränderung zeigt es sich ganz schnell, dass es sowohl in der Alltags- als auch in der Wissenschaftssprache üblich ist, viele und ganz verschiedene Inhalte mit dem Prädikat „objektiv“ zu verbinden. Der Hinweis auf

diesen Tatbestand zusammen mit der versuchten Kommentierung der Kurzdefinition reichen schon aus, um wesentliche Problemdimensionen und einige ausgewählte Problemzonen abzustecken, worin sich die Kontroversen über den Objektbegriff bewegen. Folgende Zusammenfassung lege ich in diesem Rahmen der weiteren Begriffspuzzelei an der Kategorie der Objektivität zugrunde.

Problemdimension I: Objektivität und Subjektivität.

Problemzone 1: Einstellungen, Haltungen und Vorurteile.

Problemzone 2: Intersubjektivität.

Problemzone 3: Methodische Veranstaltungen der Subjekte.

Problemdimension II: Das Objekt der Objektivität.

Problemzone 4: Wahrheit und Relativismus.

Problemzone 5: Drei Stellungen zur Objektivität

(Hegel und das Relationierungsproblem).

Objektivität und Subjektivität in der Problemzone 1 (Sachlichkeit).

Daran, dass Objektivität im Kern etwas mit den Haltungen und Einstellungen von Leuten zu tun hat, die sich irgendwie um irgendeine Einsicht bemühen, herrscht wenig Zweifel im Alltag ebenso wie in den Wissenschaften. Der Wissenschaftsbetrieb gilt geradezu als die Produktionsstätte Nummer Eins für objektives Wissen. Doch Nietzsche hat recht: An der Akademie kann man leicht den Eindruck gewinnen, dass die wissenschaftliche Arbeit von jedem einzelnen Werk tätigen eine bierernste und schulmeisterlich strenge Haltung verlangt. Die Einstellungen und Haltungen, die aufrechten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern angesonnen werden, können sogar tief in den Haushalt ihrer Emotionen eingreifen. Nicht nur das 8. biblische Gebot, gerade der Wertekanon für das wissenschaftliche Arbeiten, verlangt eine Liebe zur Wahrheit und das leidenschaftliche Streben nach zutreffenden Einsichten. Die akademische Strenge, worüber sich Nietzsche lustig macht, kann zweifellos hin und wieder zu einem ausgesprochen lächerlichen Rollenverhalten führen. Doch Ernst und Strenge können durchaus auch einige positive Seiten aufweisen. „Strenge“ könnte ja auch bedeuten, dass eine möglichst hohe Schlüssigkeit der Argumente anzustreben ist. Und „Ernst“ muss nicht unbedingt nur Humorlosigkeit anzeigen, sondern kann sich darüber hinaus mit dem Gebot der *Sachlichkeit* decken. In der Tat wird „Objektivität“ oftmals geradezu mit „Sachlichkeit“ gleichgesetzt. Als „sachlich“ gilt eine Haltung dann, wenn der Fokus der Erkenntnisbemühungen sich auf die Eigenschaften des Gegenstandes und nicht primär auf seine Konsequenzen für die angenehme Befindlichkeit des

erkennenden Subjekts richtet. Die Wahrheit kann bekanntlich schmerzlich sein. „Sachlichkeit“ verlangt nicht zwangsläufig die völlige Leidenschaftslosigkeit. „Sachlichkeit“ setzt im Gegenteil ein Engagement für die Sache oder bei der Bearbeitung eines Problems voraus. „Sachlichkeit“ bedeutet nicht zuletzt *Vorurteilsfreiheit*. Denn Vorurteile zählen zu den entscheidenden subjektiven Faktoren, welche die Objektivität des Urteils trüben und die Erkenntnis entscheidend behindern. In *dieser* Hinsicht muss sich das erkennende Subjekt tatsächlich heftig zurücknehmen.

Zu den persönlichen Grundeinstellungen, welche im Gegensatz dazu die Objektivität maßgeblich fördern, zählt seit alters her der *habitus asserta demonstrandi*. Damit ist die Bereitschaft gemeint, die eigenen Ansichten so weit wie möglich zu begründen und für weitere Überprüfungen und Kritik offen zu halten. Dogmatismus steht jeder objektiven Erkenntnis massiv im Wege. Man könnte auch Hegels *Maxime* der immanenten Kritik so lesen, dass es darauf ankommt, sich ausdrücklich an den Gegensätzen zu den eigenen Sätzen abzarbeiten und dadurch in die Stärke des Opponenten zu versenken, nicht jedoch auf bloß auf ritualisierte Weise mit seinen Schwächen abzurechnen.

Spätestens seit Max Webers Arbeit über die „Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ ist es für viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur Selbstverständlichkeit geworden, das Prädikat „objektiv“ mit dem Eigenschaftswort „wertfrei“ gleichzusetzen (vgl. Teil I dieser Ausarbeitung). Eine Theorie, die nicht „wertfrei“ ist, kann nach der Weber-These *per definitionem* keine objektiven Einsichten erzielen. Wenn aufgrund des Wertfreiheitspostulates jeder Versuch zurückzuweisen ist, normative Urteile *logisch* aus reinen Tatsachenaussagen, politische Empfehlungen aus der auf Fakten zielenden Untersuchung politischer Vorgänge *abzuleiten*, so ist dem wenig entgegenzuhalten (Teil I). Wenn das jedoch heißen sollte, die Wissenschaften müssten – von professionellen Werten wie „Wahrheit“, „Klarheit“, „Genauigkeit“ etc. selbstverständlich abgesehen – sich von jeder Bezugnahme auf gesellschaftliche (kulturelle) Werte fern halten, so hat Weber selbst diesen Gedanken ausdrücklich verworfen. Für ihn findet jede Forschung *grundsätzlich* „wertbezogen“ statt. Schließlich ist es auch Max Weber, der mit gleichem Nachdruck betont, dass die Anforderung einer „objektiven“ Haltung nichts mit Gesinnungslosigkeit zu tun hat:

„*Gesinnungslosigkeit* und *wissenschaftliche* >>Objektivität<< haben keinerlei innere Verwandtschaft.“²

Es ließen sich noch weitere Haltungen und Einstellungen heranziehen, die in direkter Verbindung mit der Objektivitätsnorm stehen. Wenn man von jemandem erwartet, dass er sich ein „objektives Urteil“ bildet, dann erwartet

² M. Weber: Die >>Objektivität<< sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922 ff., S. 157.

man von ihm z.B. auch Haltungen und Kompetenzen wie „Nachdenklichkeit“, „Denkfähigkeit“, „Gelassenheit“ u.a.m. Kurzum: Es handelt sich um ein ganzes Bündel von *subjektiven* Haltungen, Einstellungen und Orientierungen, die ins Spiel kommen, wenn man sich ein *objektives* Urteil darüber erlauben will, inwieweit eine Person und/oder ein Wissenssystem sich dem Idealtypus eines „objektiven Denkers“ annähert oder auch nicht.

Objektivität und Subjektivität in der Problemzone 2 (Intersubjektivität).

In der empirischen Sozialforschung gilt die Maxime, dass die „Verlässlichkeit“ (reliability) der Untersuchungsergebnisse gesichert werden muss. Schlagen wir irgendein einschlägiges Lehrbuch der empirischen Sozialforschung auf, um uns belehren zu lassen, was wohl unter „Verlässlichkeit“ zu verstehen sei.

„Die Gültigkeit einer Messung setzt ihre Zuverlässigkeit (Reliabilität) voraus. Die Zuordnung der Werte soll systematisch vorgenommen werden; hierauf bezieht sich die *Reliabilität*; auf die Stabilität und Genauigkeit der Messungen, sowie die Konstanz von Messbedingungen.“³

Hinter Angaben wie dieser steht nach meiner Auffassung eine allgemeinere Norm für Erkenntnisbemühungen überhaupt: *die Norm der Objektivität als Intersubjektivität*. Die Anwendung von Messverfahren muss nicht nur „systematisch“ (sprich: methodisch konsequent), die Messungen müssen nicht nur möglichst genau, sondern bei konstanten äußeren Bedingungen der Untersuchung auch „stabil“ sein. „Stabil“ sollen sie nicht zuletzt in dem Sinne sein, dass bei jeder auf die vergleichbare Weise angelegten Studie *kein* Ergebnis *außerhalb* eines möglichst eng definierten Zufallsspielraums von Fehlern heraus kommt. Das alles kann man auf die Formel bringen: Verschiedene Forscher bzw. Forschungsgruppen müssen unter den gleichen Rahmenbedingungen ihrer Untersuchungspraxis, unter Anwendung der nämlichen, für alle Beteiligten möglichst eindeutig bestimmten Verfahren, zu den nämlichen Ergebnissen kommen. Selbst wenn einer völlig unabhängig von anderen, die am gleichen Problem interessiert sind, seine Forschung also allein, gleichsam in Einsamkeit und Freiheit durchführt, muss ein Ergebnis herauskommen, das (in einem tolerierbaren Zufallsfehlerspielraum) von jedem anderen ebenfalls erzielt wird, der sich der nämlichen Verfahren unter den gleichen Rahmenbedingungen bedient. Das meint im Kern auch die Forderung nach „Intersubjektivität“ der Forschungsergebnisse. „Stabil“ soll das Projekt in dem Sinne bleiben, dass die Ergebnisse bei Wiederholung des Unternehmens im gleichen Rahmen und mit gleichen Verfahren die Resultate nicht aus der tolerierten Fehlerspanne herausfallen (Test und Retest). Es ist vor allem die Anwendung von möglichst klar und sachlich geregelten Erhebungsverfahren und Instrumenten, welche die

³ J. Friedrichs: Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 102.

Intersubjektivität des einzelnen Urteils über Sachverhalte sichern soll. Auf Einverständnis zielender Diskurs kommt dabei vor allem in der Form von *Kritik* durch die wissenschaftliche Öffentlichkeit zum Zuge.

*Objektivität und Subjektivität in der Problemzone 3
(Methodische Feststellung).*

In der Tat gilt nicht nur im Wissenschaftsbetrieb, sondern auch im Alltag jemand als „objektiv“, wenn er sich bestimmter geregelter Wege der Problembearbeitung bedient, deren sich auch andere bedienen können, um das gleiche Ergebnis zu erzielen. Nicht selten gilt also die konsequente und kompetente Verwendung von *Methoden* als Garantie für „Objektivität“. „Objektiv“ bedeutet dann so viel wie „methodisch exakt“ oder „methodisch exakt vorgegangen“. Parallel dazu liegt auch das Verständnis von „objektiv“ als „exakt gemessen“. Leibniz` Traum von der *mathesis universalis* oder die moderne Utopie mancher Physiker, wenn sie sich auf die Suche nach der Weltformel bzw. nach einer „Theorie über alles“ begeben, beinhalten das Ideal einer absoluten Objektivität durch die Anwendung klarer und eindeutiger Verfahren. Dahinter steckt letztlich die kontrafaktische Vorstellung von einem alle Probleme automatisch wie eine Rechenmaschine auflösenden Algorithmus.⁴ Denn mit Hilfe von erfolgsgarantierenden Algorithmen können wir in der Tat *Probleme* in lösbar *Aufgaben* verwandeln. Demgegenüber müssen wir bei allen „echten“ Problemen, insoweit sie sich überhaupt bearbeiten lassen und uns nicht einfach nur zur Verzweiflung treiben, nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum herumwurschteln.⁵

Deduktive Formalisierung als Mathematisierung, das Denken *more geometrico*, gilt spätestens seit Euklid als der sicherste und verlässlichste Weg (*methodos*), „objektive“ Erkenntnis vor allem in der Form intersubjektiven Wissens zu erzeugen. Aber selbst die Vorbildwissenschaften Mathematik und Geometrie weisen nicht den Charakter eines absoluten Algorithmus auf, den die mathematische Beweislogik und die Metamathematik der Hilbertschen Axiomatik suggerieren mögen. Mit Recht hat schon Blaise Pascal darauf aufmerksam gemacht, dass man auch in den Formalwissenschaften den *esprit de géométrie*, die formale Rechen- und Ableitungskunst, vom *esprit de finesse*, vom mathematischen Einfallsreichtum und Genie unterscheiden müsse. Es gibt auch in der Mathematik ungelöste Rätsel. Fermats „Letzter Satz“ ließ sich erst in jüngster Zeit beweisen, nachdem die Kapazitäten von Großrechnern zur Verfügung standen.⁶ Doch ohne André Wiles` Genie wäre es nicht zur

⁴ S. dazu auch J. Ritsert: Materialien zur Kritischen Theorie der Gesellschaft. Heft 13: Problem, Interesse und Wert, Frankfurt/M ab 2009.

⁵ Vgl. K. R. Popper: Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik, München 1996 ff.

⁶ Vgl. dazu S. Singh: Fermats letzter Satz. Die abenteuerliche Geschichte eines mathematischen Rätsels, Darmstadt 1998. Den Ausgangspunkt des Puzzles bildet der allseits bekannte Satz des Pythagoras mit seiner Feststellung der Gleichheit der Summe der Kathetenquadrate mit dem Hypothenusenquadrat in einem rechtwinkligen Dreieck. $x^2+y^2=z^2$. Gibt es auch eine ganzzahlige Lösung für die Gleichung $x^3+y^3=z^3$? Fermat

Bestätigung der Vermutung Fermats gekommen. *Science is Measurement*, Wissenschaft setzt exakte Messungen voraus. Bestimmt! Aber – wie das Beispiel der modernen Wirtschaftswissenschaften oder die sog. „Fliegenbeinzählerei“ mancher empirischer Sozialforscher lehrt – liefern selbst hochgradige Formalisierungen und Mathematisierungen keine absoluten Garantien für *objektives Wissen*. Modellschreinerei und Modellschusterei in den Wirtschaftswissenschaften gilt inzwischen sogar als ein abschreckendes Beispiel.

Objektivität und Subjektivität in der Problemzone 4 (Wahrheit).

In dieser Zone verschieben sich die Akzente von der Subjektseite auf die Objektseite. Damit verschieben sie sich also zu *der* Kernvorstellung aller einschlägigen Objektivitätsvorstellungen. Denn die Behauptung: „Diese Aussage ist *wahr*“ wird in vielen Fällen als gleichbedeutend mit Behauptungen wie: „Diese Aussage ist objektiv“ gelesen. Wenn eine Behauptung im wahrheitstheoretischen Sinne „objektiv“ ist, dann trifft sie zu, ist sie richtig, erfasst sie die Tatsachen etc. Doch gerade mit dieser Kernbedeutung von „Objektivität“ gerät man unversehens in ein Minenfeld. Es handelt sich um die Sprengsätze, womit die uralte Tradition der Kontroversen über die Eigenschaften „der Wahrheit“ und die Verfügbarkeit von Wahrheitskriterien durchsetzt ist. Obendrein verläuft man sich auch in der breiten Konfliktzone zwischen Wahrheitsanspruch, Relativismus und Skeptizismus. Es ist ausgeschlossen, hier auch nur die Umrisse der vielfältigen Vorschläge nachzuzeichnen, die genauere Angaben darüber versprechen, worin die Wahrheit von Gedanken und/oder Aussagen besteht und anhand welcher Anhaltspunkte man über Wahrheit und Irrtum befinden könne. Es gibt natürlich zahlreiche Bücher, die – ihrerseits immer von einem bestimmten wahrheitstheoretischen Standpunkt ausgehend – auf eingängigere Weise etwas über die üblichen Konfliktlinien sagen.⁷ Doch eines lässt sich ziemlich klar behaupten: alle drei einschlägig bekannten Wahrheitstheorien können in direkter Verbindung mit dem Objektivitätsbegriff, bei dessen Erläuterung nicht selten gleichzeitig auftauchen:

- (a) *Die Korrespondenztheorie der Wahrheit.* Sie stellt zweifellos die historisch dominierende Lehre dar. Das Problem der Referenz, also die Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen, sich durch Denken und Sprache auf materielle Gegenstände und/oder linguistische Themen beziehen zu können, werden in einem Kernsatz zusammengefasst:

behauptete, er habe einen Beweis gefunden, dass es überhaupt keine Lösung für diese Aufgabe geben kann, ohne jedoch diesen Beweis vorzuführen.

⁷ Ich nenne als ein schönes Beispiel dafür nur das Buch von S. Blackburn: *Wahrheit. Ein Wegweiser für Skeptiker*, Darmstadt 2005. Auf dieses Buch greife ich vor allem zurück, um einige Hinweise auf Motive in der Wahrheitsdebatte zu geben.

Wahrheit besteht in der Übereinstimmung einer Aussage oder eines Aussagensystems mit seinem Gegenstand (*adaequatio intellectūs ad rem*). Eine dem Sachverhalt x bestimmte Eigenschaften zuschreibende Aussage „Wx“ ist genau dann wahr, wenn x die Eigenschaft W aufweist. „Die Kugel ist rund“. Diese sensationelle Behauptung trifft tautologisch, aus rein sprachlichen Gründen in der Objektwelt zu, weil wir mit diesem geometrischen Gebilde die Vorstellung einer Rundung *per definitionem* verbinden. Die Aussage ist *analytisch* wahr. „Die Kugel rollt“. Dabei handelt hingegen um eine *empirische* Aussage. Sie trifft zu, wenn etwa der Fußtritt als eine beschleunigende Kraft auf den Ball wirkt oder ein kugelförmiges Gebilde auf die schiefe Bahn geraten ist (*synthetische* Wahrheit). Referentielle Aussagen dieser Art können *falsch* sein und es bedarf der Angabe von Gründen, wann und warum sie als „zutreffend auf die Tatsachen“ und nicht als ein aktueller Irrtum behandelt werden dürfen. In diesem Kontext bedeutet „Objektivität“ so viel wie „auf die tatsächlichen Gegebenheiten zutreffender Begriff oder zutreffendes Urteil“.

- (b) *Die Konsenstheorie der Wahrheit*. Sie verdeutlicht auf ihre Weise das Problem der Wahrheitskriterien. Wir müssen ja irgendwie irgendwelche Anhaltspunkte dafür finden, wann eine Vermutung oder eine Behauptung wahr ist, zutrifft oder nicht. Auf die naivste Weise zu sagen, unser „Geist“ spiegele die Welt so wieder, wie sie schlechthin ist, hilft niemandem wirklich auf die erkenntnistheoretischen Sprünge. Doch über *das* ein für allemal wahrheitsverbürgende Kriterium verfügen wir leider auch nicht. Wenn wir es hätten, würden wir es anwenden (Montaigne). Auch wenn wir nach den Prinzipien von Versuch und Irrtum herumtappen, müssten wir eigentlich über irgendwelche Kriterien verfügen, um entscheiden zu können, wann unsere Einschätzungen einigermaßen stichhaltig sind oder nicht. Die Konsenstheorie der Wahrheit führt ein Prüfkriterium ein, das einen hohen Grad der Verbindlichkeit und Sicherheit verspricht: *Wahrheit besteht in der Übereinstimmung (im Konsens) des in herrschaftsfreien Diskursen erreichten Urteils aller Wahrheitssuchenden*. Das Problem ist, dass sich die kompetenten Sprecher in ihrem Urteil einig sein können und das Urteil – nach Kriterien der Korrespondenztheorie – trotzdem falsch ist. Der Konsenstheorie ist die *Kohärenztheorie* der Wahrheit eng verwandt. Ihr entscheidendes Wahrheitskriterium stellt die *logische Konsistenz* dar. Eine Behauptung muss widerspruchsfrei in ein (theoretisches) Aussagensystem eingebettet werden können, um als wahrheitsfähig gelten zu können. Insbesondere im Hinblick auf die Konsenstheorie bedeutet „Objektivität“ nun so viel wie ein *intersubjektiv einverständiges und widerspruchsfreies System von Urteilen* über Gegenstände und Themen wurde erzielt.

(c) *Die pragmatistische Wahrheitstheorie.* „Wir können (anders als sich das Descartes wohl vorstellte – J.R.) nicht mit völligem Zweifel anfangen. Wir müssen mit all den Vorurteilen beginnen, die wir wirklich haben, (auch – J.R.) wenn wir mit dem Studium der Philosophie anfangen. Diese Vorurteile sind nicht durch eine Maxime zu beseitigen; denn es handelt sich bei ihnen um Dinge, bei denen wir gar nicht auf den Gedanken kommen, dass wir sie in Frage stellen *könnten*.“⁸ Für Pierce oder Dewey kann sich Zweifel überhaupt erst auf dem Hintergrund von Selbstverständlichkeiten des Denkens und Handelns in der alltäglichen Praxis, auch in der alltäglichen wissenschaftlichen Praxis erheben. Wenn Routinen gestört oder unterbrochen werden, dann haben wir ein *Problem* und werden uns seiner vielleicht auch bewusst. „Ich setze hier voraus, dass es so etwas wie die Reflektion des Problems und eine nicht-reflektive Realität (Husserls „Bestand von Bekanntem und zweifellos Gewissen“ – J.R.) gibt; aber ist reflektive Erfahrung nicht gleichbedeutend mit Leben, ist Leben nicht ein ständiges Lösen von Problemen?“⁹ Ähnlich schreibt auch John Dewey: „Wenn Dinge vollständig glatt gehen, entstehen keine Wünsche und es gibt keinen Anlass, sich Zwecke zu setzen, denn >>glatt gehen<< bedeutet, dass es keiner Anstrengung und Auseinandersetzung bedarf“¹⁰ Damit ist die Idee eines Wahrheitskriteriums verbunden. Man kann und muss fragen: „Welchen Unterschied würde es für irgendjemanden in praktischer Hinsicht bedeuten, wenn eher dieses als jenes Urteil zutreffen würde?“¹¹ The proof of the pudding is to eat it. Deswegen wenden sich Pragmatisten in einem gewissen Grade auch gegen die Korrespondenztheorie der Wahrheit. Korrespondenz als Übereinstimmung mit dem Sachverhalt bedeutet nur, dass wir ihn praktisch besser handhaben, ein Problem aussichtsreicher bearbeiten können.¹² Demgemäß besteht auch praktische Intelligenz in erster Linie in der „Fähigkeit, die Probleme des gegenwärtigen Verhaltens im Hinblick auf mögliche zukünftige Folgen zu lösen (zu bearbeiten – J.R.), soweit sie sich auf der Grundlage vergangener Erfahrungen abzeichnen.“¹³ (GIG 140). Dementsprechend kann man aber „Objektivität“ des Wissens auch mit „Eignung eines Gedankens zur Bearbeitung, wenn nicht Lösung eines Problems“ übersetzen. Wissen aufgrund von sorgfältigen Experimenten gilt daher oftmals ein Paradebeispiel für „objektives“ Wissen. Doch es

⁸ Ch. S. Pierce: Schriften I. Zur Entstehung des Pragmatismus (hrsg. V. K. O. Apel) Frankfurt/M 1967, S. 184. Dieses Motiv findet sich in Ludwig Wittgensteins Lehre „Über Gewissheit“. S. auch J. Ritsert: Materialien zur kritischen Theorie der Gesellschaft, Heft 13, Frankfurt/M ab 2009.

⁹ G. H. Mead: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie, (Ed. H. Kellner), Frankfurt/M 1969, S. 52.

¹⁰ J. Dewey: Erfahrung, Erkenntnis und Wert, Frankfurt/M 2004, S. 326 f.

¹¹ W. James: Pragmatismus. Ein neuer Name für einige alte Denkweisen, Darmstadt 2001.

¹² Vgl. a.a.O.; S. 138.

¹³ G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt/M 1968, S. 140.

stellt sich die Frage, wie wir darüber befinden, ob ein Problem selbst der Bearbeitung wert ist oder nicht und was „Erfahrung“ heißt?

Es werden in der Literatur auch noch andere wahrheitstheoretische Überlegungen diskutiert. So zum Beispiel die „Redundanztheorie der Wahrheit“. Sie geht davon aus, dass die alltagssprachlich und wissenschaftssprachlich übliche Formulierung „x ist wahr“ überflüssig ist. Man kann solche Floskeln wie: „Es ist wahr, dass x“ etc. weglassen, ohne dass sich damit etwas am Gehalt der jeweiligen Aussage etwas ändert. Aber die drei genannten Grundmuster der Wahrheitstheorie herrschen sicherlich vor und prägen die Semantik des Objektivitätsbegriffes.

*Objektivität und Subjektivität in der Problemzone 5.
Drei Stellungen des Gedankens zur Objektivität
(Das Relationierungsproblem).*

Mit jeder Wahrheitstheorie sind natürlich immer auch erkenntnistheoretische und ontologische Voraussetzungen verbunden. So geht die Adäquationstheorie der Wahrheit normalerweise mit dem *Realismus* einher. Er bezeichnet eine der „drei Stellungen des Gedankens zur Objektivität“ in Hegels Schema zur Einteilung der Epistemologie.¹⁴ „Objektivität“ bedeutet in diesem Falle aber so viel wie „Gegenständlichkeit überhaupt“, die Gesamtheit der äußeren Objekte und/oder Themen, worüber wir etwas herausfinden wollen!

*(1) Die erste Stellung des Gedankens zur Objektivität.*¹⁵

In seinen „philosophische Propädeutik“ genannten Schriften vor allem aus seiner Zeit als Rektor an einem Nürnberger Gymnasium (ab 1808) beschreibt Hegel die erste erkenntnistheoretische Grundposition so:

„Unser gewöhnliches Wissen stellt sich nur den *Gegenstand* vor, den es weiß, nicht aber zugleich sich, nämlich das Wissen selbst“ (WW 4; 111).

Unter dem „gewöhnlichen Bewusstsein“ kann man den Alltagsverstand und/oder alltagssprachlich formiertes Wissen verstehen. Ethnomethodologen setzen an dieser Stelle das Wort „mundanes Denken“ ein. Wir als mundane Denker sind im Allgemeinen Vertreter des *Realismus*, der mitunter auch „gesunder Menschenverstand“ genannt wird. Er ist in der Tat nicht zu unterschätzen; denn müssten wir unsere routiniert oder unbewusst eingespielten normativen und anzipatorischen Erwartungen hinsichtlich der Tatsächlichkeit

¹⁴ Vgl. G. W. F. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830), Hamburg 1959 ff., §§ 26 ff.

¹⁵ Vgl. auch J. Ritsert: Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften, 3. Auflage im Digitaldruck, Frankfurt/M 2009, S. 263 ff.

von Tatsachen ständiger Problematisierung und schärfster Dauerreflexion unterziehen, wären wir mit Sicherheit nicht mehr lebensfähig. Würden wir bestimmte Artefakte nicht ganz schnell und ohne Nachdenken über die Stichhaltigkeit unserer Eindrücke als „Auto von rechts“ beurteilen, hätten wir ganz erheblich Probleme. Das ist die eine, die unverzichtbare Seite des alltagsweltlichen Realismus als *intentio recta*. Er wird aber auf der anderen Seite – und das gewiss nicht zu Unrecht – oftmals als „naiv“ gescholten. So auch von Hegel bei der Beschreibung der ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität. Er kritisiert die *Selbstvergessenheit* des gewöhnlichen Bewusstseins, das dem Gegenstand z.B. bestimmte Eigenschaften zuschreibt, ohne sich dabei den Kopf über die Bedingungen seiner eigenen Gegenstandserfahrungen zu zerbrechen. Auch wenn Dauerreflexion im Alltag schnell in Handlungsunfähigkeit ausmünden kann, wächst sich „Reflexionslosigkeit“ umgekehrt bei vielen Gelegenheiten auch im normalen Leben schnell zu einem schweren Manko aus. „Objektiv“ wäre demnach jener mundane Denker, welchem es gelingt, die schwierige Balance zwischen fester Erwartung und sorgfältiger Selbstreflexion herzustellen.

Der *Realismus* ist – wie gesagt – philosophisch eng mit der Korrespondenztheorie der Wahrheit verwoben. Weil der Realismus das Alltagsdenken und Alltagshandeln beherrscht, ist es für uns auch so eingängig, „objektiv“ als „der Realität entsprechend“ zu buchstabieren. „Der“ Realismus bedeutet jedoch alles andere als eine einheitliche Position. Er wird in verschiedenen Varianten vertreten, die einander kritisch gegenüberstehen können. Bis auf den heutigen Tag macht sich in der ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität z.B. das von Heinz Steinert so genannte „rechthaberische Modell der Wahrheit“ bemerkbar.¹⁶ Zu den Grundmerkmalen des „rechthaberischen Realismus“ gehört der Anspruch, die Sache selbst unmittelbar (*intentio recta*) erfasst sowie in dem einzig zutreffenden Bezugssystem dargestellt zu haben. Damit ist oftmals die Vorstellung des höchsten Grades erreichbarer „Objektivität“ verbunden. Andere Autoren sprechen in diesem Zusammenhang auch vom „erkenntnistheoretischen Absolutismus“.

„Der Absolutist fürchtet eine konturlose Welt unendlich vieler subjektiver Standpunkte und ohne jedes verbindliche Sollen. Er besteht auf Standards und Normen, auf richtigen und rationalen („objektiven“ – J.R.) Urteilen und Argumenten; er lehnt alles andere ab.“¹⁷

Ein anderes Beispiel für den rechthaberischen Realismus liefert der klassische Datenpositivismus, insoweit er Sinnesdaten als unmittelbare (durch keine

¹⁶ Vgl. H. Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs, Studentexte zur Sozialwissenschaft Bd. 14, Frankfurt/M 1998, S.

¹⁷ S. Blackburn: Wahrheit, a..O.; S. 57.

gesellschaftlichen Lernprozesse und Begriffsbildungen vermittelte) Anhaltspunkte für das tatsächliche Dasein und Sosein von Dingen behandelt. Wirklich „objektiv“ ist demnach eine Aussage nur, wenn sie in der Beobachtungsbasis der Sinnesdaten verankert werden kann.

(2) *Die zweite Stellung des Gedankens zur Objektivität.*

Die erste Stellung des Gedankens stellt Hegel als ein „unbefangenes Verfahren“ dar, welches weitgehend „noch ohne das Bewusstsein des Gegensatzes des Denkens in und gegen sich“ selbst vorgeht.¹⁸ Die zweite Stellung der Epistemologie kehrt die Akzente der ersten um. Sie werden von der Gegenstandsseite auf die Subjektseite verlagert (*intentio obliqua*). Dieser erkenntnistheoretische Standpunkt trägt ausdrücklich dem Sachverhalt Rechnung, dass in allen Versuchen zur Wissensgewinnung „nicht nur der Gegenstand, sondern auch (das) *Ich*“ konstituierend und konstruierend wirksam ist. Ohne unsere sensorischen, kognitiven und linguistischen Zutaten in der Form von Hintergrundannahmen, Begriffssystemen, Anschauungen und Wissensbeständen könnten wir gar keine Sachverhalte mit ihren Eigenschaften erfahren.¹⁹ Zur *Selbstreflexion* auf dem Standpunkt der zweiten Stellung gehört also die Einsicht in die Anteile der erkennenden Subjektivität bei aller Erkenntnis. Von philosophiegeschichtlich herausragender Bedeutung für die Weiterentwicklung der *intentio obliqua* ist zweifellos die kopernikanische Wende Kants auf das erkennende Subjekt in der Form einer Untersuchung der konstitutiven Prinzipien allgemeinverbindlicher Erkenntnis gewesen. Anders als die klassische Metaphysik der Antike, die etwa bei Platon den direkten Zugriff des Denkens auf das wahre Sein für möglich hält (ontologisches Paradigma der Philosophie) ergibt sich die zweite Stellung mithin als experimentelle Wendung der Philosophie auf die bewusst erfahrende und erkennende Subjektivität (Bewusstseinsparadigma).

„Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, dass wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis(vermögen) richten
...²⁰

Ein Schuss *Idealismus* ist seitdem sowohl für die Erkenntnistheorie als auch für die Diskussion über Objektivität unvermeidlich. Doch im deutschen Idealismus kommt es mit dem philosophischen System Hegels zur Steigerung der *intentio obliqua* zum *absoluten Idealismus*. Im Grunde liefert Hegel eine Art Selbstbeschreibung seines Systems, wenn er die kopernikanische Wende Kants

¹⁸ G. W. F. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, § 26.

¹⁹ G. W. F. Hegel: WW 4; S. 111.

²⁰ I. Kant: Kritik der reinen Vernunft, B XVI

so interpretiert, damit werde „auch die Vorstellung möglich, dass das Bewusstsein diese seine Welt sich selbst setzt und die Bestimmungen derselben durch sein Verhalten und seine Tätigkeit ganz oder zum Teil selbst hervorbringe oder modifiziere.“²¹ Der absolute Geist, die absolute Idee, das absolute Ich erzeugt nach diesem Verständnis die „Objektivität“ (Gegenständlichkeit), die in letzter Instanz mit dem geistigen Weltprinzip selbst identisch ist. Heutzutage begegnet man dem absoluten Idealismus im Rahmen des linguistischen Paradigmas in der Form des Sprachspielimperialismus mancher Wittgensteinschüler oder des damit eng verwandten radikalen Konstruktivismus der jüngeren Vergangenheit. Gewiss: Keine moderne Philosophie kann mehr hinter die kopernikanische Wende Kants und damit hinter die Einsicht in die konstitutive Rolle unserer Erkenntnisvermögen bzw. Sprache zurückfallen. Darin besteht der Wahrheitsgehalt der zweiten Stellung des Gedankens zur Objektivität! Doch diese Medaille weist eine Kehrseite auf: Die *intentio recta* der ersten Stellung kann in die Selbstvergessenheit des erkenntnistheoretischen Absolutismus umschlagen. Die *intentio obliqua* der zweiten Stellung hingegen kann sich auf dem Hintergrund des Bewusstseinsparadigmas zum absoluten Idealismus sowie im Rahmen des linguistischen Paradigmas zum radikalen Konstruktivismus verkehren. Dem letzteren ordnet Simon Blackburn zudem füglich das Motto des modernen *Relativismus* zu.

„>Es gibt keine Tatsachen, nur Interpretationen<.“²²

Man könnte auch den berühmten Spruch von Jacques Derrida zur Beschreibung heranziehen.

„>Il n`y a pas de hors-texte<“²³

Diese Aussage macht die Doppeldeutigkeit der zweiten Stellung sehr schön klar. (Man findet sie in ähnlicher Form auch bei Hegels Subjekt-Objekt-Schema wieder). Die übliche Übersetzung des Spruches lautet: „Es gibt kein Außerhalb des Textes“. Wie ist das zu lesen? Alles ist Text? Enthält dieser alles in sich? Diese Aussage würde nur dann ein wenig Sinn machen, wenn man „Sein“ wie eine analytische (tautologische) Definition mit „Text“ gleich setzt. Das Sein ist mit dem Text identisch, wobei es große Freiheiten für die Interpretation gibt, was wohl „der Text“ sei. Oder lautet eine freundlichere Übersetzung (die die physiologischen Sinne des Individuums mal ausklammert) stattdessen: Nichts ist uns unabhängig vom „Text“, sprich außerhalb von Texten oder „dem Text“, von Diskursen oder „dem Diskurs“, von Sprachspielen oder „dem Sprachspiel“ gegeben? Das stimmt! Aber daraus folgt überhaupt nicht, dass alles Text *ist*. Die

²¹ G. W. F. Hegel: WW 4; 112.

²² S. Blackburn: Wahrheit, a.a.O.; S. 90.

²³ Zitiert und diskutiert in a.a.O.; S. 168.

Konsequenzen solcherart symptomatischer Ambivalenzen für die Objektivitätsdiskussion sind nicht zu unterschätzen. Denn es gibt Formulierungen, welche den Eindruck erwecken, „Objektivität“ bedeute nichts mehr als eine kollektiv „konstruierte“ Norm, die der Disziplinierung von Wissenschaftlern und/oder – wie bei Foucault – der machtgestützten Ordnung ihrer Diskurse diene. Vieles von dieser Tendenz verweist auf Friedrich Nietzsche zurück. Dieser sagt zum Beispiel:

„Es gibt keinen >>Tatbestand an sich<<, sondern *ein Sinn muss immer erst hineingelegt werden, damit es einen Tatbestand geben kann ...* Man darf nicht fragen: >>wer interpretiert denn?<<, sondern das Interpretieren selbst, als eine Form des Willen zur Macht, hat Dasein (aber nicht als ein >>Sein<<, sondern als ein *Prozess, ein Werden*) als ein Affekt.“²⁴

Überspitzt man diesen Gedanken, dann könnte das u.a. heißen, „objektiv“ sind diejenigen Diskurse, welche als „objektiv geltend“ machtvoll durchgedrückt werden können. Wir werden uns später etwas näher damit beschäftigen, was ein postmoderner Denker, Richard Rorty, mit derartigen Möglichkeiten anfängt.

Fazit: Im äußersten Fall, geht es bei der zweiten Stellung zur Objektivität (Objektivität als Wahrheit) nicht darum, intersubjektiv verbindlich festzustellen, was tatsächlich der Fall ist, sondern eine Unterscheidung zwischen „wahr“ und „falsch“ kollektiv festzulegen (zu „codieren“, wie es bei Luhmann heißt) und auch im Wissenschaftssystem mit allem Nachdruck in Umlauf zu bringen. „Objektiv“ ist, was als „objektiv“ definiert wird! Aber von wem oder wodurch genau und mit welchen Mitteln? – das ist die gern im Ungefähren belassene Frage.

(3) Die dritte Stellung des Gedankens zur Objektivität.

Die „dritte Stellung des Gedankens zur Objektivität“ kehrt sich bei Hegel entschieden gegen jede „Ausschließung der Vermittlung.“²⁵ Der Kern des Begriffs der „Vermittlung“ wiederum verweist auf das, was Hegel auch das „*Spekulative* oder *Positiv-Vernünftige*“ nennt.²⁶ Er verweist also auf das Prinzip der Dialektik in der logischen Form einer Vermittlung der Gegensätze in sich. D.h.:

Die elementare Dialektik „fasst die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung auf ...“²⁷

Von Th. W. Adorno wird der nämliche Grundgedanke so zusammengefasst:

²⁴ F. Nietzsche: Aus dem Nachlass, Werke (Ed. K. Schlechta), Bad 3, München 1956, S. 487.

²⁵ G. W. F. Hegel: Enzyklopädie, § 65.

²⁶ G. W. F. Hegel: Enzyklopädie, § 82.

²⁷ Ebd.

Eine „innere Vermittlung ... besteht darin, dass die beiden einander entgegengesetzten Momente nicht etwa (nur – J.R.) wechselseitig aufeinander verwiesen sind, sondern dass die Analyse eines jeden in sich selbst auf ein ihr Entgegengesetztes als ein Sinnesimplikat verweist“²⁸

Dass sich Vermittlung „nur durch die Extreme hindurch“ (Adorno) ereignet, verweist auf die Gleichzeitigkeit von Einschluss und Ausschluss, die für das Prinzip der Dialektik charakteristisch ist. Die Ausführung dieser Kernvorstellung und ihrer Erweiterung zum Begriff des „Widerspruchs“ bei Hegel kann ich hier nicht liefern. Das sprengt jeden Rahmen.²⁹ Aber einige Anforderungen, die sich daraus für die Diskussion über „Objektivität“ ergeben, können zumindest zusammengestellt werden:

- „Vermittlung“ wird bei Hegel scharf von der Tendenz des „metaphysischen Verstand(es)“ abgehoben, auf den Standpunkt des „*Entweder – Oder*“, also auf starre Dichotomien und ausschließende Disjunktionen zurückzufallen.³⁰ Dementsprechend kann ein dialektischer Objektivitätsbegriff das Verhältnis von *Realismus* und *Idealismus* nicht als ein den logischen Prinzipien des ausschließenden „Oder“ entsprechendes Verhältnis behandeln, sondern nur als „Vermittlungsverhältnis“ entwickeln. Dieses hat nichts mit einer neutralisierenden Grauzone zwischen Schwarz und Weiß zu tun. Denn „Vermittlung“ bedeutet kein „Mittleres zwischen den Extremen“, sondern „ereignet sich durch die Extreme hindurch in ihnen selber.“³¹
- Gleichzeitig sind die Rückfälle und Radikalisierungen des einen oder anderen Pols, also die Zuspitzung des Realismus zu den verschiedenen Varianten des Absolutismus und des Idealismus zu den verschiedenen Spielarten des absoluten Idealismus, Sprachspielimperialismus und/oder radikalen Konstruktivismus empirisch vorfindlich, zu kritisieren und aufzuheben.
- Eine direkte Konsequenz dieser Kritiken besteht daran, dass „Objektivität“ im Zusammenhang mit dem Problem des Gegenstandsbezugs der Erkenntnisinstanzen bewusst im Rahmen des *Zirkels der Referenz* diskutiert werden müsste. Dieser wird hier im Text am Ende des Teils II etwas ausführlicher behandelt (s. u. II/7).

Man kann sich nach all dem eines ersten Eindruckes nicht erwehren: Die Norm der „Objektivität“ ist nicht homogen, äußerst komplex, aber schlechthin

²⁸ Th. W. Adorno: Philosophische Terminologie, Band 2, Frankfurt/M 1974, S. 141 f.).

²⁹ A.a.O.; S. 38. Eine ausführlichere Darstellung der dialektischen Logik und ihrer Konsequenzen für habe ich in „Dialektische Argumentationsfiguren in Philosophie und Soziologie“ versucht.

³⁰ G. W. F. Hegel: Enzyklopädie, § 65

³¹ Th. W. Adorno: Drei Studien zu Hegel, Frankfurt/M 1963, S. 20.

unverzichtbar! Ich werde darauf im nächsten Abschnitt noch etwas ausführlicher darauf zurück kommen

(II/2): *Objektivität und Perspektive.*

Das >Ich denke<, das alle meine Vorstellungen „muss begleiten können“ (Kant), bildet das Zentrum aller Weltverhältnisse des Individuums. Das „Ich“ bildet den Dreh- und Angelpunkt aller bewussten Beziehungen des einzelnen Subjekts auf ein Nicht-Ich. So gesehen stellt es den *Reflexionsgrund* dar. Den *Daseinsgrund* bestimmter Sachverhalte und ihrer Eigenschaften in der Welt stellt es nur dar, wenn es Einfluss auf Verhältnisse nehmen kann, worin es lebt. Als Reflexionsgrund ist es mithin das einzelne, um sich selbst wissende Subjekt, das bewusste Beziehungen zum „Objekt“, zu Gegenständen und/oder anderen Personen in der Welt herstellt und gestaltet. Begriffe wie „Ich“, „Ich-Identität“ oder „Selbstbewusstsein“ repräsentieren selbstverständlich kein uneingeschränktes Wissen um sich selbst. Da ist nicht zuletzt das von Freud bewusst untersuchte Unbewusste davor. Doch mit dem Postulat der Objektivität soll „das Ich“ als Dreh- und Angelpunkt individueller Weltverhältnisse immer auch ein Stück weit aus seinem Zentrum als Reflexionsgrund herausgerückt werden. Objektivität erfordert so gesehen Schritte der *Dezentrierung* des einzelnen Subjekts. Denn in allen Ansprüchen auf „Allgemeinheit“ oder „Intersubjektivität“ von Urteilen steckt ja vorab schon das Gebot, „sachlich“ von sich selbst absehen zu können. Doch wie weit kann dieser Vorgang überhaupt reichen? Gewiss nicht bis zum totalen Selbstverlust! Bis zu welchem Punkt kann er in Forschergemeinschaften angesichts strengster Gebote der Neutralität und Objektivität bei der Theoriebildung und Forschung getrieben werden? Eine nach meiner Auffassung sehr sinnvolle auf diese Frage lautet: Nicht über die Grenzen zutreffender oder fruchtbarer *Perspektiven* von Individuen und Gruppen hinaus! Jedenfalls nicht bis hoch zum Standpunkt des absoluten Wissens, welchen die angelsächsischen Autoren heutzutage als „god`s point of view“ zu bezeichnen pflegen und der bei Hegel vom absoluten Geist besetzt wird. Man erinnere sich nur an Max Webers Lehre von der grundsätzlichen „Wertbeziehung“ der Forschung: Auch die noch so objektive Wissenschaft kann sich nicht über selektive Blickwinkel auf die Sache selbst erheben und insofern nie die strenge Objektivität des erkenntnistheoretischen Absolutismus erreichen. Denn, so heißt es bei Weber, schon im Alltag orientieren wir uns an „Wertideen“, die unserer „Kulturwirklichkeit“ mit all ihren Traditionsbeständen entstammen. Sie stecken den Details unserer Perspektiven den allgemeinen Rahmen ab. Von Wertideen geleitet, bewegen wir uns Tag für Tag in alltagsweltlichen Szenen und Problemsituationen, bauen wir diese selektiv auf, bewahren wir sie und/oder bauen sie um und ab. Die nämlichen Kulturwertideen liegen nach Webers Lehre von der grundsätzlichen Wertbeziehung der Forschung aber auch der wissenschaftlichen Arbeit in Forschergemeinschaften zugrunde. Sie fungieren

vor allem als Kriterien, die darüber entscheiden, was den Wissenschaftlern wesentlich, wichtig und untersuchungsrelevant erscheint. Insofern stellen sie einen wesentlichen normativ-inhaltlichen Bestandteil der „Erkenntnisinteressen“ von Mitgliedern der gleichen Forschergemeinschaft dar.³² Bezogen auf „Werte“ legen sie die jeweilige Perspektive auf den Untersuchungsbereich, den Untersuchungsgegenstand (das Thema) sowie die Hauptdimensionen der Untersuchung (die Untersuchungsvariablen) fest. So gelesen beinhaltet der Begriff der „Wertbeziehung“ bei Weber also eine These über die Formierung wissenschaftlicher *Perspektiven* auf den Untersuchungsbereich, die für eine bestimmte Gruppe von Wissenschaftlern paradigmatisch sind (Teil I). Doch wie schon betont wurde: Auch diese Konstruktion wird die Frage nach „Objektivität“ als *Wahrheit* auf gar keine Weise los. Denn das Problem ist und bleibt, welche der Perspektiven treffend, welche verzerrend, ideologisch oder gar schlechthin falsch sind? Zur allgemeinen Begeisterung taucht auch noch das Relativismusproblem immer wieder auf. Denn ändern sich die Kulturwertideen in der Gesellschaft, dann verändern sich nach Webers Lehre auch die Perspektiven der Forschergemeinschaft.³³ Damit könnten Gesichtswinkel, die für die Wissenschaftler erkenntnisleitend und/oder in ihre wissenschaftlichen Theorien zwangsläufig eingebaut sind, leicht als nichts denn eine Funktion der jeweiligen Kultur und der ihrem ständigen Wandel zugrundeliegenden Wertideen erscheinen. Einige Verbindungslinien zu Karl Mannheims Variante der Wissenssoziologie liegen auf der Hand. Mannheim, der – wie er es ausdrückt – Wissensinhalte auf „soziale Lagen“ in der Geschichte hin „funktionalisieren“ will, wurde und wird ja immer wieder als „Relativist“ kritisiert. Denn er will ja die „moderne historistisch-soziologische Einsicht in die faktische Standortgebundenheit jedes historischen Denkens“ fördern.³⁴ Doch Mannheim selbst hat an einer Stelle einmal einen interessanten Unterschied zwischen „Relativismus“ und „Relationismus“ vorgeschlagen.³⁵

„Relationismus bedeutet nicht, dass es keine Entscheidbarkeit in Diskussionen gibt, sondern nur in standortgebundenen Aspektstrukturen formulierbar zu sein.“³⁶

Damit kommt es zwangsläufig zu Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Dezentrierung, Objektivität, Perspektivismus und Relativismus. Ein bekanntes und ausdrücklich perspektivistisches Programm schlägt z.B. Thomas Nagel 1986 für die Objektivitätsdebatte vor. 2006 erscheint die interessante

³² Vgl. dazu J. Ritsert: Einführung in die Logik der Sozialwissenschaft, 3. Auflage, a.a.O.; S. 27 ff.

³³ Vgl. M. Weber: Die >>Objektivität<< sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, a.a.O.; S. 214.

³⁴ K. Mannheim: Ideologie und Utopie, Frankfurt/M 1952, S. 71.

³⁵ Vgl. J. Ritsert: Ideologie. Theoreme und Probleme der Wissenssoziologie, Münster 2002, S. 62 ff.

³⁶ K. Mannheim: Ideologie und Utopie, a.a.O.; S. 242.

Schrift von Ronald N. Giere, die den „wissenschaftlichen Perspektivismus“ ausdrücklich mit Blickrichtung auf die Naturwissenschaften begründen will.

Thomas Nagel³⁷

Wie kann eine Stellung des Gedankens zur Objektivität aussehen, die sich weder in den rechthaberischen Realismus mit seiner These von der einen wahren Perspektive auf die Welt, noch in den radikalen Konstruktivismus auflöst, der heutzutage als Sprachspielimperialismus an die Stelle des absoluten Idealismus getreten ist? Nagels Untersuchung zielt vor allem auf den erkenntnistheoretischen Absolutismus, weil dieser gleichsam einen „Blickwinkel aus dem Nirgendwo“ (a view from nowhere) reklamiert. Zu den Bedingungen der Objektivität von Urteilen gehört einerseits ein Stück Dezentrierung des Subjekts, während andererseits der Standpunkt des absoluten und standpunktlosen Wissens (god's point of view) unerreichbar ist. Damit ergibt sich eine naheliegende Anschlussfrage: Wie weit kann die mit dem Objektivitätspostulat verkoppelte Dezentrierung des Subjekts überhaupt getrieben werden? Wenn der absolut einheitliche und alles erfassende Standpunkt nicht erreichbar ist, wenn wir zugleich die absurde Annahme abkippen, jedes Individuum hause wie eine Monade in seinem spezifischen System von Perspektiven (Solipsismus), ergibt sich natürlich das nächste Zusatzproblem, wie wir die Gemeinsamkeiten verschiedener Perspektiven erkennen und handhaben können? Welche Schritte können wir dabei wie weit in Richtung auf „Sachlichkeit“ und „Allgemeinverbindlichkeit“ des Denkens und Handelns gehen? Erschwerend kommt bei all dem ständig das Wahrheitsproblem hinzu. Denn anders als im Falle eines konsequenten Relativismus kommt stellt sich die Wahrheitsfrage dann, wenn man nicht annehmen will, der Status sämtlicher Perspektiven sei gleichrangig (Inkommensurabilitätsthese). Einige Antwortmöglichkeiten auf derartige Fragen spielt Nagel anhand einer Reihe verschiedener Problemstellungen aus der Geschichte der Philosophie durch. So zum Beispiel anhand der kontroverser Annahmen über das Verhältnis von Selbstverstehen und Fremdverstehen. Es handelt sich um die klassische Streitfrage, wie sich jede(r) Einzelne von uns überhaupt einen Begriff von geistigen Vorgängen bei anderen Subjekten machen und zutreffende Aussagen darüber treffen kann?³⁸ Jede(r) von uns ist sich völlig sicher, Zutreffendes, also „objektiv“ etwas über seine subjektive Befindlichkeit und dabei einen privilegierten (unmittelbaren) Zugang zu den eigenen Empfindungen und Gedanken zu genießen. Wie sind solche „objektiven“ Urteile „von innen“, also vom Aktorstandpunkt aus überhaupt möglich? Wie unterscheiden sie sich von Urteilen vom „Beobachterstandpunkt“ aus und wie können wir „objektive“ – und das heißt zur Abwechslung nun: „vom

³⁷ Thomas Nagel: *The View from Nowhere*, New York/Oxford 1986.

³⁸ Vgl. a.a.O.; S. 19 ff.

Beobachterstandpunkt aus gefällt und zugleich zutreffende“ – Urteile über das Seelenleben anderer Menschen fällen? Im Alltag machen wir das doch dauernd und weitgehend bedenkenlos! Wie kann die Psychoanalyse objektive (= zutreffende) Urteile über das Seelenleben des Patienten fällen? Anhand von Symptomen (das wären äußere Anhaltspunkte im Sinne der ersten Stellung des Gedankens) und/oder anhand von Interpretationen des Subtextes im Text des Analysanden? Nach Nagel verlangt die Dezentrierung bei Urteilen über geistige Vorgänge bei anderen Menschen die stillschweigende Annahme, dass ich selbst eine Perspektive auf das Geschehen draußen habe, die sich vielleicht mit den Gesichtspunkten anderer Akteure deckt, sich davon aber auch einschneidend unterscheiden kann. Ohne diese Annahme könnten wir gar nicht so munter und selbstverständlich kommunizieren, wie wir es ständig hinbringen. Gewiss: Damit verschwindet nicht das Problem der Vielfalt, der Totalität aller möglichen Perspektiven auf die gleichen Sachverhalte samt allen Schwierigkeiten, sie zu bewerten, also in eine Rangordnung ihrer Stichhaltigkeit und/oder Brauchbarkeit zu bringen. Wir arbeiten geradezu unter der kontrafaktischen Prämisse, *im Prinzip* könnten wir eine Verbindung zu allen menschenmöglichen Perspektiven herstellen:

„Die erste Stufe in der Objektivierung des Geistigen (der Untersuchung geistiger Phänomene „drinnen“ – J.R.) besteht für jeden von uns in der Fähigkeit, die Idee aller menschenmöglichen Perspektiven zu erfassen, ohne dass sie dabei ihren Charakter als Perspektiven verlieren.“³⁹

„Aspektstrukturen“ oder „Perspektiven“ bleiben gleichwohl *selektive* Blickwinkel von Personen und/oder Gruppen auf Sachverhalte und ihre Merkmale. Die gesamte Kritik des Perspektivismus an dem mit der ersten Stellung des Gedankens verbundenen erkenntnistheoretischen Absolutismus zielt offensichtlich auf dessen Grundsatz, es könne nur *die eine und absolut wahre* Möglichkeit geben, eine Gegebenheit zu erfahren, zu denken und/oder darzustellen. Der erkenntnistheoretische Absolutismus ist nicht haltbar. Deswegen muss aber auch der Relativismus nicht das letzte Wort sprechen. Der Perspektivismus (Relationismus) muss nicht im gleichen Topf wie der Relativismus verrührt werden! Es gibt nun einmal verschiedene Möglichkeiten, den gleichen Sachverhalt zu untersuchen und zu erklären. Je nach den erkenntnisleitenden Interessen stehen verschiedene Wege offen, z.B. verschiedene begriffliche Systeme zur Klassifikation der gleichen Phänomene zu konstruieren, die ihrem jeweiligen Zweck durchaus gerecht werden können. Aber die Schwierigkeiten mit „Objektivität“ als Wahrheit bleiben natürlich weiterhin bestehen: Die verschiedenen Perspektiven auf den nämlichen Gegenstand der Betrachtung können gleichermaßen wahr oder brauchbar, gleichermaßen falsch oder unbrauchbar sein.

³⁹ A.a.O.; S. 20.

Nagel setzt sich u.a. auch mit dem „*physikalischen* Konzept der Objektivität“ auseinander. Dieses stellt den Prototyp des Absolutismus in der ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität dar. Als prominentes historisches Beispiel dafür zieht er die berühmte Unterscheidung zwischen „primären“ und „sekundären Qualitäten“ der Erkenntnis bei John Locke heran. Zu den sekundären Qualitäten gehören Empfindungen wie ein bestimmter Geschmack auf Seiten der einzelnen Person. Zu den primären Qualitäten rechnen hingegen mathematische bzw. mathematisierbare Eigenschaften wie Raumgestalt, Größe, Gewicht oder Geschwindigkeit. Zu den primären Eigenschaften haben wir nach Locke unabhängig von unserer individuellen Befindlichkeit und Sinnesausstattung allein aufgrund unseres Denkens als rationale Wesen einen genauen und zutreffenden Zugang. Diese objektive Perspektive (im Unterschied zur subjektiv getönten der sekundären Qualitäten) wird dann aber, wenn es um das Leib-Seele-Problem geht, auch auf das seelische Innenleben des „fühlenden Wesens“ angewandt. Psychische Ereignisse und Prozesse sollen ebenfalls den exakten Prinzipien der mathematisch-physikalischen Naturerkenntnis entsprechend beobachtet und erklärt werden. Der erkenntnistheoretische Absolutismus befördert daher die physikalistische Reduktion mentaler Phänomene. Anders ausgedrückt: Auch die Erforschung des „Geistes“ und damit die Bearbeitung des Leib-Seele-Problems, so heißt es unter diesen Voraussetzungen, habe sich streng an den Kriterien der „objektiven“ Naturerkenntnis auszurichten. Nur so könne ein „objektives“ Bild der Subjekte von sich selbst entstehen, das den Postulaten sachlicher Forschung entsprechend von den persönlichen Ungleichungen der Individuen unbeeinträchtigt bleiben muss, in diesen nicht aufgehen darf. Aber für Nagel bedeutet das gerade nicht, dass man die Annahme von Phänomenen, die nur einer Deutung „von innen“ genauer zugänglich sind, nur als sekundär und grundsätzlich irreführend abzuwerten habe.

„Ich möchte den Geist, wie die Materie, als eine allgemeine Bestimmung der Welt betrachten. In beiden Fällen sind wir mit Erscheinungsformen davon in unserer kleinen raum-zeitlichen Nachbarschaft ... vertraut. Für jeden der beiden Fälle gibt es keine Garantie, wie weit wir mit unseren Einsichten über die anfängliche Vertrautheit durch Prozesse der Abstraktion, Generalisierung und des Experiments hinaus kommen. Die notwendige Unvollständigkeit eine objektiven Begriffs vom Geist, scheint ziemlich klar zu sein.“⁴⁰

Obwohl wir beim Blick nach draußen immer nur von uns selbst ausgehen können, obwohl unsere Perspektiven in den Selbstverständlichkeiten der Alltagswelt verankert bleiben, stehen wir bei Fragen der Objektivität von Blickwinkeln immer zugleich vor dem Problem, „uns selbst in eine Welt zu

⁴⁰ A.a.O.; S. 19.

platzieren, in der wir nicht das Zentrum darstellen.“⁴¹ Diese Problematik der *Dezentrierung* ergibt sich sowohl in der ersten als auch in der zweiten Stellung des Gedankens zur Objektivität. Wir müssen den Geist immer auch als ein *allgemeines* Merkmal der Realität begreifen. Insofern müssen wir uns selbst z.B. als ein „Ich, das Wir“ ist (Hegel), als Beispielfall von allgemeineren Bestimmungen ansehen, um uns in eine zentrumlose Welt einordnen zu können. Aber werden wir dadurch wirklich gezwungen, uns als Element der Welt und die anderen „fühlenden“ und denkenden Wesen darin ausschließlich in der Perspektive des erkenntnistheoretischen Absolutismus, also beispielsweise physikalistisch, *comme des choses* (Durkheim) zu betrachten? Nagel verneint diese Frage immer wieder, obwohl wir andererseits nicht darüber hinwegsehen können, dass ein *objektiver* Begriff des Geistes die Fähigkeit voraussetzt, die eigenen Erfahrungen von außen – und das heißt: immer auch als Ereignisse in der Welt zu betrachten. Im Spannungsverhältnis zwischen objektivierendem Außenstandpunkt und privilegiertem oder nicht privilegiertem Innenstandpunkt bei Blick auf „geistige“ Phänomene schwanken alle Diskussionen dieser Art ständig hin und her. Und die These, eine „objektive“ Seelenlehre könne nur dann „objektive“ Einsichten erreichen, wenn sie nach Art der Experimentalphysiker und Mathematiker, also „objektivistisch“ ist ebenso nachdrücklich präsent.

Unumgänglich sind zudem implizite oder explizite Voraussetzungen hinsichtlich des Verständnisses von Objektivität als Wahrheit. Für jeden Blickwinkel von irgendwo her stellt sich nun einmal die Frage, wie stichhaltig er wohl sein mag? Auch dem alten Problem der Objektivität als Ergebnis von diskursiven und/oder methodischen Prozessen und Verfahren zur Erzielung *allgemeinverbindlicher* Wissensbestände kann man nicht ausweichen. Dieses klassische Problem der „Objektivität“ als Allgemeinverbindlichkeit von Urteilen oder als „Notwendigkeit“ der Verwendung *allgemeiner* Kategorien des Verstandes (etwa nach der Lehre von Kant) bringt Nagel im Hinblick auf die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung in folgende Frageform:

„Die Problematik besteht darin, ob es ein allgemeines Konzept der Erfahrung geben kann, das weit über unsere eigene oder ihr ähnliche hinaus reicht“?⁴²

In der Tat! Diese Frage muss gestellt werden, wenn man – wie gesagt – keinen Solipsismus vertritt, also etwas gegen die skurrile Ansicht hat, die einzelnen Perspektiven der einzelnen Personen seien völlig „inkommensurabel“, wiesen keinerlei allgemeinen Eigenschaften, nicht einmal Familienähnlichkeiten auf. Jeder würde dann gleichsam in einer abgeschlossenen Sinnkapsel so vor sich hausen. Objektivität der Perspektiven verlangt ebenfalls Schritte zur

⁴¹ Ebd.

⁴² A.a.O.; S. 21.

Dezentrierung des Subjekts. Wir alle sehen uns ja weitgehend bedenkenlos sogar in der Lage, gegenstandsbezogene („objektive“) Begriffe für Phänomene zu entwickeln, die völlig außerhalb der derzeitigen Reichweite unserer Perspektiven und Erfahrungen liegen. Man bediene sich zu diesem Behufe nur der Einbildungskraft. Aber kann uns die Phantasie zu „objektiven“ Einsichten führen? *Per definitionem* natürlich nicht im Sinne der wahren Aussage über einen als existierend ausgewiesenen Tatbestand, wohl aber im Sinne der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit ihrer Gebilde.

„Wir können die Idee von Phänomenen formieren, von denen wir nicht wissen, wie man sie entdecken könnte ... Nur ein dogmatischer Verifikationist würde die Möglichkeit leugnen, objektive (nachvollziehbare – J.R.) Begriffe zu bilden, die über unsere gegenwärtigen Möglichkeiten hinausreichen, sie anzuwenden. Das Ziel, sich einen Begriff von der Welt zu machen, das uns nicht auf irgendeine Weise in das Zentrum stellt, verlangt die Formierung derartiger Begriffe.“⁴³

Die sog. „theoretischen Terme“ physikalischer Theorien sind davon gar nicht so weit entfernt. Aber es ist und bleibt immer auch eine gute Frage: Wie weit kann Objektivität als Dezentrierung der Reflexion des einzelnen Subjekts überhaupt getrieben werden? Eine Antwort darauf ist – wie Fichte sagen würde – „sonnenklar.“ Das lehrt die Kritik an jedem Standpunkt „aus dem Nirgendwo“, ob er nun vom absoluten Geist oder einem radikal konstruktivistischen Konstrukteur eingenommen wird: „Objektivität“ kann nicht in der Unabhängigkeit von *jeder* Perspektive bestehen, die das Gattungswesen Mensch haben kann. Perspektiven und ihre Inhalte vertragen sich nicht mit einem Weltbild, das überhaupt keinen Standpunkt voraussetzt. Hegels absoluter Geist als Sachwalter des absoluten Wissens („god` point of view“) spukt ja als Wesen „mit einer vollständigen Einbildungskraft“ durch die Gedankengebäude. Es handelt sich um ein Übersubjekt, das gleichsam alles „von innen her betrachten“ kann.⁴⁴ Ihn belästigt am Ende keine „Objektivität“ als genuines Anderssein (eigensinnige Gegenständlichkeit überhaupt, sprich: Materie) mehr, an dessen letztlich gar nicht selbständigen Dasein sich der endliche Geist abarbeitet. Umgekehrt zeigt sich nach Nagel am Beispiel der besonderen Welt unserer eigensinnigen geistigen Phänomene, dass keine *völlig objektive* (sprich: naturalistische; physikalistische) Perspektive denkbar ist, von der aus sie „objektiv“ (völlig losgelöst von allen subjektiven Bestimmungen und Perspektiven!) erfasst werden könnten. Damit ist die Frage erreicht, worum sich die gesamte Objektivitätsdiskussion dreht: Wie bekommt man erste und zweite Stellung zusammen? Wie sind die offensichtlich unvermeidlichen

⁴³ A.a.O.; S. 24.

⁴⁴ A.a.O.; S. 26.

Vermittlungen zwischen der „Reflexion nach außen“ und der „Reflexion nach innen“ (Hegel) zu denken? Es gibt wohl überhaupt keinen Erkenntnistheoretiker, der nicht über diese Problematik holpern und stolpern muss.

Im Anschluss an diesen gesamten Kanon von Problemstellungen dieser Art lautet meine These: Mit der Objektivitätsdiskussion ist nicht nur die Wahrheitsfrage, sondern auch das Problem fest verkoppelt, wie epistemische Positionen aussehen könnten, welche weder dem erkenntnistheoretischen Absolutismus der Szientisten, noch dem Idealismus oder dem Relativismus in all seinen überlieferten oder derzeit modischen Varianten Zugeständnisse machen. Insofern geht es um die dritte Stellung des Gedankens zur Objektivität. Denn „Objektivität“ als Dezentrierung der Subjektivität interpretiert, ohne dass der eigenständige Status „innerseelischer“ Zustände und Prozesse des Individuums naturalistisch reduziert und der privilegierte Zugang des konkret Erlebenden dazu geleugnet wird, wirft – in Hegelscher Terminologie – zwangsläufig die Frage nach der „Vermittlung“ von erster und zweiter Stellung des Gedankens zur Objektivität auf. Es ist daher alles andere als ein Zufall, dass auch Nagel diese Problematik auf seine Weise haargenau im Rahmen von Fichtes Zirkel der Referenz (s.u. II/7) entwirft. Dieser besagt ja, dass man ohne ein Stück Wissen um sich selbst (Fürunssein; Ich), nichts von Sachverhalten in der Welt (Ansichsein; Nicht-Ich) wissen kann und dass es umgekehrt kein Ansichsein geben kann, das nicht „für uns ein Ansich“ wäre (Perspektive) – wie es in Hegels „Phänomenologie“ heißt. Aus dieser Zirkelstruktur, welche den harten Kern der erkenntnistheoretischen Dialektik in der dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität bedeutet, kann sich kein erkenntnistheoretischer Standpunkt herauswinden. Alles deutet darauf hin, dass diese Wurzel jeder erkenntnistheoretischen Dialektik „objektiv“ (das heißt nun aber: „unhintergebar“) in jeden Anspruch auf „objektive“ (jetzt heißt das: „zutreffend gegenstandsbezogene“) Erkenntnis eingebaut ist:

„Das Problem, subjektive und objektive Perspektiven auf die Welt zusammen zu bringen, kann von zwei Seiten aus angegangen werden. Wenn man von der subjektiven Seite aus startet, ergibt sich das traditionelle Problem des Skeptizismus, Idealismus oder Solipsismus. Wie kann ich, wenn meine persönliche Perspektive der Erfahrung gegeben ist, einen Begriff von der Welt gewinnen, wie sie unabhängig von ihr existiert? Und wie kann ich wissen, dass dieser Begriff korrekt ist? (Diese Frage kann auch vom Standpunkt der kollektiven menschlichen Perspektive statt von dem eines Individuums aus gestellt werden). Wenn man andererseits von der objektiven Seite aus startet, dann besteht das Problem darin, wie man in eine Welt, die schlechthin existiert und kein perspektivisches Zentrum besitzt, irgendeinen der folgenden Sachverhalte einpassen kann: (a) sich selbst; (b) die eigene Perspektive; (c) die Perspektive anderer Subjekte, die mir ähnlich oder nicht sind; schließlich

(d) die Referenten verschiedener Typen des Urteils, die von diesen Perspektiven auszugehen scheinen.“⁴⁵

So ist es! Ach, wäre doch „Objektivität“ wirklich die einfache Norm, die im Wissenschaftsbetrieb so gern die fingiert wird, wenn sie ein Kollege dem anderen aus diskurspolitischen Gründen abspricht!

Ronald N. Giere⁴⁶

Die vor Kurzem erschienene Schrift von R. N. Giere über den „Wissenschaftlichen Perspektivismus“ macht im Rückgriff auf naturwissenschaftliche Theorien, Verfahren, Instrumente und Problemstellungen – insbesondere im Rückgriff auf physiologische und psychologische Grundlagen der Farberkennung – ebenfalls deutlich, dass der Perspektivismus in einem direkten Zusammenhang mit der dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität steht. Denn Giere grenzt sich ausdrücklich von den beiden Polen ab, welche die dritte Stellung zu vermitteln versucht:

„Die Wesensbestimmungen des (naturwissenschaftlichen – J.R.) Wissens selbst wurde selten in Frage gestellt. Man hat es für selbstverständlich gehalten, dass Naturwissenschaftler die objektiv realen inneren Abläufe der Natur entdecken.“⁴⁷

Bei vielen Naturwissenschaftlern versteift sich nach Gier diese *erste Stellung* zum *Objektivismus*. Er zitiert den Nobel-Preis-Gewinner Sheldon Glashow, der einmal gesagt hat:

„Wir glauben, dass die Welt erkannt werden kann, dass es einfache Regeln gibt, welche das Verhalten der Materie und die Evolution des Universums beherrschen. Wir betonen, dass es äußere, objektive, überhistorische, sozial neutrale, externe und universelle Wahrheiten gibt. Das Zusammenfügen dieser Wahrheit stellt das dar, was wir Wissenschaft nennen und der Beweis für unsere Behauptung liegt im Pudding ihres Erfolges.“⁴⁸

Die *zweite Stellung* des Gedankens zur Objektivität beschreibt Giere in der Frontstellung zum radikalen Konstruktivismus einer Reihe zeitgenössischer Geisteswissenschaftler, auch wenn diese Mode, jedenfalls in ihren radikalen Versionen, derzeit wohl eher am Abflauen ist.

⁴⁵ A.a.O.; S. 27.

⁴⁶ Ronald N. Giere: *Scientific Perspectivism*, Chicago 2006.

⁴⁷ A.a.O.; S. 1.

⁴⁸ Sh. Glashow, zitiert in Giere, a.a.O.; S. 10.

„Insbesondere in den drei letzteren Disziplinen (= Philosophie, Soziologie und Literaturwissenschaft – J.R.) wird es geradezu als eine Selbstverständlichkeit angesehen, dass wissenschaftliches Wissen eine Art von ‚sozialem Konstrukt‘ darstellt.“⁴⁹

Die dritte Stellung spricht Gier ausdrücklich in der Form eines vermittlungslogischen Postulates an:

„Es geht darum, ein Verständnis wissenschaftlicher Ansprüche zu entwickeln, das zwischen dem strengen Objektivismus der meisten (Natur-)Wissenschaftler oder dem harten Realismus vieler Wissenschaftstheoretiker einerseits und dem Konstruktivismus andererseits vermittelt, den man hauptsächlich unter Wissenschaftshistorikern und Wissenschaftssoziologen vorfindet.“⁵⁰

Die Einlösung dieses Postulats verspricht der wissenschaftliche Perspektivismus als vielleicht die avancierteste gegenwärtige Drehbewegung im Zirkel der Referenz. Die klassischen Probleme, die dabei wieder auftauchen, sind Giere völlig klar. Es ist uns allen im Alltag geläufig, dass verschiedene Leute oftmals die gleichen Sachverhalte unter verschiedenen Perspektiven betrachten und/oder angehen. Doch es wäre eine absurd zugespitzte Annahme, „jede Perspektive sei als so gut wie jede andere anzusehen.“⁵¹ Gleichwohl wird man Problem der Anhaltspunkte für die Stichhaltigkeit und/oder Brauchbarkeit einer Perspektive im Vergleich zu anderen nicht los. Der wissenschaftliche Perspektivismus hat dabei nichts mit einem „törichten Relativismus“ (Gier) zu tun. Seine Relevanz des will Gier im Ausgang von einem prototypischen sensorischen Prozess, im Ausgang vom Farbsehen (*color vision*) demonstrieren. In diesem Falle verschränken sich Gegenstandsbezug (Objektivität) und Perspektive (subjektive Zutat) auf nachgerade exemplarische Weise. Natürlich gibt es unangenehm viele Fälle, in denen uns unsere Sinne täuschen. Aber wenn man nicht ganze Kinderscharen mit dem Bade ausschütten und mit der völlig total vereinsamenden These arbeiten will, jedes einzelne Subjekt handelte unter Gesichtspunkten, die mit denen anderer völlig inkommensurabel sind, kann man davon ausgehen:

„Visuelle Perspektiven verfügen über eine intersubjektive Objektivität insofern, dass in groben Zügen eine Art und Weise gibt, in der etwas für die meisten normal Sehenden so und nicht anders aussieht.“⁵²

⁴⁹ R.N. Giere: *Scientific Perspectivism*, a.a.O.; S. 2.

⁵⁰ R. N. Gier: *Scientific Perspectivism*, a.a.O.; S. 3.

⁵¹ A.a.O.; S. 13. S. dazu auch a.a.O.; S. 81

⁵² Ebd.

Unbeeinträchtigte Betrachter mit unserer physiologischen Grundausstattung sehen das gleiche Gebäude in seinen Grundzügen auf die gleiche Weise wie die anderen Beobachter auch, die davor sehen. Sie sehen es jedoch optisch ganz anders als diejenigen, welche es von der Seite betrachten. Es handelt sich um verschiedene Gesichtswinkel und nicht notwendigerweise um „falsche“ Perspektiven! Bei gleicher Perspektive auf die eine Fassade kann für die Beobachter jedoch Verschiedenes *bemerkenswert* sein. Das Verhältnis der optischen Perspektive zu gesellschaftlichen Relevanzkriterien wird nun zum Problem. Nochmals: Was die Optik angeht, kann man nach allen vorliegenden Untersuchungen beim Farbsehen auf eine gewisse Weise von einer gemeinsamen Perspektive ausgehen. Aber wie sieht sie genauer aus? Die meisten (nicht sehbehinderten) Mitmenschen erleben die Umwelt und Objekte darin z.B. als „an sich“ farbig. Mehr noch:

„ ... die meisten Menschen nehmen im Allgemeinen unter den gleichen Umständen die gleichen Objekte als ähnlich koloriert wahr.“⁵³

Das bedeutet einen Standpunkt in der ersten Stellung zur Objektivität. Im Gegensatz dazu gehen Vertreter des positivistischen Sensualismus von „Farben“ als subjektiven Empfindungen aus, die das Ergebnis der Beeindruckung unserer Sinnesapparatur und danach bestimmter Schaltstellen im Hirn durch Lichtstrahlen darstellen. Aussagen über Sinneseindrücke wie Farbempfindungen hat der Sensualismus vormals gern als „Basissätze“ und damit als Grundlage stichhaltiger empirischer Erkenntnis ausgezeichnet. Der Perspektivismus nimmt auch bei diesem Spannungsverhältnis zwischen Alltagseindrücken und wissenschaftlicher Farbenlehre eine Position ein, die nach einer Vermittlung zwischen Objektivismus und Subjektivismus sucht. Ich kann hier in keiner Weise auf die physikalisch-physiologischen Grundlagen der Diskussion Gieres über die Entstehung von Farbeindrücken eingehen. Sie sind ebenso reichhaltig wie komplex. So viel sei nur angedeutet: Es ist natürlich bekannt, dass wir Farben physiologisch nur in einem dem Regenbogen entsprechenden Spektrum sehen, das durch bestimmte Wellenlängen des Lichts abgesteckt wird. Infrarot und Ultraviolett sehen wir mit dem bloßen Auge nicht. Trotzdem ist der physikalische Objektivismus der Farbenlehre nach Gier nicht ganz so einfach haltbar wie es denjenigen vorkommt, welche Farbeindrücke ausschließlich im Ausgang von der spektralen Reflektion des Lichts auf Oberflächen erklären wollen. Man kann nämlich zeigen, „dass keine schlichte Eins-zu-Eins-Identifikation von wahrgenommenen Farbtönen mit einzelnen Wellenlängen möglich ist.“⁵⁴ Eine naive Eindruckstheorie in der ersten Stellung ist nicht haltbar. Dafür führt Gier eine Reihe experimenteller Belege an. Auch der radikale Subjektivismus in der Farbenlehre lässt sich nach seiner Auffassung

⁵³ A.a.O.; S. 14.

⁵⁴ A.a.O.; S. 18.

nicht aufrechterhalten. Es spricht vieles gegen seine reine epistemische Lehre, es gebe keine „Farben“ in der Welt draußen, sondern nur „Farbeindrücke“ als bloße Phänomene des Bewusstseins. Das Vermittlungsproblem in der Farbenlehre sieht nun also so aus: Wie kommt man über die Dichotomie zwischen der alltagsweltlich fest implementierten Auffassung, die Farben bedeuteten eine „objektive“ Eigenschaft der Dinge draußen und der Gegenthese professioneller Psychologen und Physiologen hinweg, sie seien nichts als psychologische Phänomene (reine Sinneseindrücke im Zusammenspiel mit Hirnschaltungen)? Nach der Auffassung von N. Gier muss man sich auch bei dieser Frage am wissenschaftlichen Perspektivismus orientieren. Eine Perspektive bedeutet eine *Selektivität* der Empfindung, Wahrnehmung und des Denkens gegenüber Sachverhalten und ihren Eigenschaften, wobei Einiges von dem, was ausgeblendet wird, an sich erfahren werden können. Genau an dieser offenen Stelle können dann individuelle und/oder kollektive Bestimmungen wie die Weberschen „Wertideen“ oder die Habermasschen „Erkenntnisinteressen“ als konstruktive Zutaten auf der Subjektseite ansetzen! Ein objektivistischer Farbtheoretiker müsste im Rahmen der Evolutionstheorie wohl sagen, dass unser Wahrnehmungsvermögen sich entwickelte, um spektrale Reflektionen immer besser und differenzierter auffassen zu können. Der Evolutionsbiologe würde demgegenüber betonen, dass sich das Wahrnehmungsvermögen weiter entwickelte, um z.B. reife Früchte zu entdecken.

„Und Tatsache ist, dass verschiedene reife Früchte, bei denen wir eine vergleichbare Farbeigenschaft wie bei der Orange feststellen, verschiedene spektrale Beugungen aufweisen werden. Obwohl das Wahrnehmungssystem auf spektrale Reflektionen reagiert, wird die relevante Menge der Reflektionen nicht durch irgendwelche ganz bestimmte physikalische Charakteristika der Reflektion selbst bestimmt, sondern auch durch den Ernährungswert der Objekte, welche diese Lichtbrechungen hervorrufen.“⁵⁵

Die für den Wahrnehmenden *relevante* Menge der spektralen Reflektionen, also das, was er als die charakteristische Farbe der Dinge phänomenologisch wahrnimmt, wird nicht durch physikalische Wesensmerkmale der Objekte eindeutig festgelegt. Relevanzkriterien beeinflussen die Farbqualität. An diesen grundlegenden Einsichten in ein Vermittlungsverhältnis ändert sich auch nichts, wenn man die Erweiterung unserer Sinne durch irgendwelche optischen Gerätschaften berücksichtigt. Nichts, was beobachtet wird, lässt sich unabhängig von den Medien der Beobachtung darstellen. Alles Ansich ist immer für uns ein Ansich – auch und gerade wenn wir die großartigsten Apparaturen einsetzen. Denn dabei wirkt sich die innere Selektivität der Beobachtungsapparatur aus. Auch ein noch so komplexer Beobachtungsapparat wie ein MRT macht nur

⁵⁵ A.a.O.; S. 30.

Bestimmtes zugänglich. Es gibt also auch so etwas wie die innere Instrumentenperspektive oder die durch den Einsatz bestimmter Instrumente bedingte Perspektive des beobachtenden Subjekts.⁵⁶ Es ist nun einmal so, dass die verschiedenen komplexen Beobachtungssysteme auf der Grundlage *des gleichen Input* „verschiedene Bilder erzeugen“. Die Verschiedenheit und die Vielfalt der Perspektiven stiften nicht das wirklich gravierende Problem, sondern ihre jeweiligen Geltungsansprüche sowie ihr Verhältnis zueinander.⁵⁷

(II/3): *Objektivität und Diskurspolitik.*

Es gibt Analysen des Begriffs der Objektivität, bei denen Objektivität ausdrücklich als eine Art theoriepolitisch oder strategisch herbeigeführte Intersubjektivität gedeutet wird. Die Adressaten werden nicht argumentativ überzeugt, sondern sollen theoriepolitisch bzw. strategisch zu einem bestimmten Grad der Übereinstimmung ihrer Ansichten oder zu gleichsinnigen Aktion bewegt werden. Es gibt überdies den anonymen Zwang zur Zustimmung, der gleichsam in Diskurse selbst eingebaut ist. Der Sprechakt des Befehls liefert ein Beispiel dafür. Natürlich fällt einem bei dieser Gelegenheit sofort die Diskurstheorie von Michel Foucault ein. Ich rücke jedoch – wegen seiner Kürze und seines exemplarischen Charakters – ein anderes Beispiel in den Mittelpunkt, nämlich einen Aufsatz von Richard Rorty mit der Überschrift: „Solidarität oder Objektivität?“⁵⁸ Er geht dabei von einer Disjunktion zwischen Solidarität und Objektivität aus. Sie wurzelt in zwei elementaren „Geschichten“, welche die Menschen sich beim Versuch erzählen, sich und anderen den Sinn ihres Lebens klar zu machen. Es geht also darum, das eigene Leben in den „größeren Zusammenhang“ der Welt der Dinge und Mitmenschen einzuordnen.

(1.) In der einen Hinsicht „beschreibt man sich selbst als jemanden, der in unmittelbarer Beziehung zu einer nichtmenschlichen Realität“ – Fichte würde sagen: zum „Nicht-Ich“ – steht.⁵⁹

(2.) Im anderen Falle deuten Menschen ihre Ansichten und Aktivitäten als Beiträge zu einer menschlichen Gemeinschaft – wie immer sie diese im Einzelfall und in ihren Details auch begreifen mögen.

Ad 1: Der Akzent der Geschichte liegt in diesem Fall auf der *Einzelheit* der Person und der *Unmittelbarkeit* ihrer Beziehung zu Sachverhalten. Damit wird also auf ein monologisches Verhältnis des Einzelnen zur Gegenstandswelt angespielt. Von gesellschaftlichen Bestimmungen der Erkenntnis wird weitgehend abgesehen.⁶⁰ Geschichten der ersten Art sind für Rorty Ausdruck

⁵⁶ A.a.O.; S. 56.

⁵⁷ A.a.O.; S. 57.

⁵⁸ R. Rorty: Solidarität oder Objektivität. Drei philosophische Essays, Stuttgart 1988.

⁵⁹ A.a.O.; S. 11.

⁶⁰ Vgl. ebd.

des Wunsches nach *Objektivität* und damit des Strebens nach Sachlichkeit und Unabhängigkeit von den persönlichen Stimmungen und Neigungen des einzelnen Subjekts (Dezentrierung). Man will sich nach seiner Deutung von Objektivität mit dieser Norm im Stile der ersten Stellung des Gedankens auf etwas beziehen, das sich unabhängig von den Lebensäußerungen anderer Menschen beschreiben lässt. Auf diesem Weg rückt – wie die Geschichte der abendländischen Philosophie zeige – Objektivität als *Wahrheit an sich* in das Zentrum des Denkens. Wahrheit wird dabei als eine Problematik verstanden, die man weder aus Eigennutz noch im Interesse des Gemeinwohls, sondern um ihrer selbst willen anstrebt. Im Zusammenhang damit sei schon bei Platon die Vorstellung des Einzelnen

„als einer Gestalt (entstanden), die nicht vermöge der Meinungen seiner Gemeinschaft, sondern in unmittelbarer Weise mit dem Wesen der Dinge (den Ideen – J.R.) in Fühlung steht.“⁶¹

Mit der Referenz auf die Welt der platonischen Ideen bezieht sich der Denkende auf ein Reich ewiger und objektiv seiender Bestimmungen, die dem normalen Sterblichen, welcher sich auf die Erscheinungen in den trügerischen Sinnen verlassen muss, nicht zugänglich ist. Rorty hat aufgrund der Entwicklung der objektiven Naturerkenntnis im Zuge der modernen Aufklärung zudem den Eindruck, dass wir heutzutage

„die Erben dieser objektivistischen Tradition (sind), in deren Zentrum die Voraussetzung steht, wir müssten lange aus unseren Gemeinschaften heraustreten, um sie im Hinblick auf etwas sie Transzendierendes zu untersuchen, nämlich im Hinblick auf das, worin sie und jede andere wirkliche und mögliche menschliche Gemeinschaft übereinstimmen.“⁶²

„Objektivität“ erscheint damit nicht so sehr als das Ergebnis individueller Anstrengungen, die persönlichen Neigungen und Vorurteile zurückdrängen, sondern als Resultat der Ausklammerung von (wenn man an die Terminologie von Husserl und Habermas anknüpft) Bestimmungen der gemeinsamen und gemeinschaftlichen „Lebenswelt“. Selbst die Interpretation von Objektivität als Intersubjektivität weist nach Rorty trotz ihres Zusammenhangs mit der Übereinkunft von Wissenschaftlern oftmals einen „objektivistischen“ Zug auf. Denn man landet letztlich bei der Utopie einer idealen Forschergemeinschaft, wobei die Solidarität (Intersubjektivität) ihre Urteile – im Einklang mit der Korrespondenztheorie der Wahrheit – durch die gleichsinnige und methodisch gleichlaufende Beziehung der Mitglieder der Forschergemeinschaft auf die nämlichen Sachen selbst gestiftet wird. Poppers „Approximationstheorie der

⁶¹ A.a.O.; S. 12.

⁶² A.a.O.; S. 13.

Wahrheit“ liefert bei all seinem Fallibilismus, der ja wechselseitige Kritik voraussetzt, ein Beispiel dafür.

„Diejenigen, die die Solidarität auf die Objektivität gründen wollen – nennen wir sie >>Realisten<< –, müssen die Wahrheit als Übereinstimmung mit der Realität deuten.“⁶³

Rorty kritisiert also genau wie Nagel Positionen der Erkenntnistheorie als Varianten der ersten Stellung zur Objektivität sowie die mit ihr eng verwobene Korrespondenztheorie der Wahrheit.

Ad 2: Geschichten der zweiten Art liefern für Rorty ein Exempel für den Wunsch nach *Solidarität*. Diejenigen, welche Objektivität auf Solidarität zurückführen – Rorty bezeichnet sie als >>Pragmatisten<< – verstehen unter Wahrheit das, „woran zu glauben für *uns* gut ist.“⁶⁴ Folgt man charakteristischen Argumenten von bekannten Vertretern des amerikanischen Pragmatismus, etwa J. Dewey oder G. H. Mead, dann ist der Ausdruck „gut für *uns*“ nicht einfach hedonistisch zu lesen. „Gut für *uns*“ bedeutet in diesem Falle nicht einfach „den Neigungen bzw. Präferenzen einer Gruppe entsprechend“. „Wahr“, so ließe sich vielmehr sagen, sind diejenigen Urteile, welche der Lösung von auftauchenden Problemen und damit der Förderung unserer praktischen Interessen dienlich sind. Und es stellt geradezu ein Grundmerkmal von Problemsituationen das, dass etwas „objektiv“ (tatsächlich) nicht zu unseren Wünschen und Strebungen passt. Zum Verständnis von „Problem“ in der Tradition des Pragmatismus gehört überdies die Ansicht, dass „Probleme“ dann auftauchen bzw. „Problemsituationen“ dann entstehen, wenn ein lebensweltlich eingespieltes (intersubjektiv geteiltes) Verständnis der Gegebenheiten und/oder ein eingespielter Handlungszusammenhang aus irgendwelchen Gründen gestört wird.⁶⁵ Aufgrund dieser Problematisierung der Lage muss Einverständnis erst wieder durch gemeinsame Anstrengungen hergestellt werden. Wenn Pragmatisten, so meint Rorty, überhaupt einen Unterschied zwischen Wissen und Meinung machen, dann „handelt es sich bloß um die Unterscheidung zwischen Themen, bei denen man verhältnismäßig leicht zu solcher Übereinstimmung gelangen kann, und Themen, bei denen Einhelligkeit schwer zu erreichen ist.“⁶⁶

Rorty verwahrt sich gegen den Vorwurf des Relativismus seines Denkens. Man muss nach seiner Auffassung zunächst einmal drei Arten von Relativismus unterscheiden. (a) Relativismus als die Ansicht, jede beliebige Auffassung sei genauso tauglich wie jede beliebige andere. (b) Relativismus als die Position,

⁶³ A.a.O.; S. 13.

⁶⁴ A.a.O.; S. 14

⁶⁵ Vgl. J. Ritsert: Materialien zur kritischen Theorie der Gesellschaft, Heft 13: Problem, Interesse und Wert, Frankfurt/M 2010.

⁶⁶ R. Rorty: Solidarität oder Objektivität?, a.a.O.; S. 15.

„wahr“ sei als ein Prädikat für Urteile zu verstehen, das genau so viele unterschiedliche wie gegensätzliche Bedeutungen aufweisen, wie es Verfahren zur Rechtfertigung von Auffassungen überhaupt gibt. (c) Das dritte Verständnis von Relativismus bezeichnet er als die „ethnozentrische Auffassung“, wodurch sich sofort der Vorwurf des Kulturrelativismus aufdrängt. Der „ethnozentrische“ Standpunkt besagt, dass es „über Wahrheit oder Rationalität außer den Beschreibungen der vertrauten Rechtfertigungsverfahren, die eine bestimmte Gesellschaft – die *unsere* – auf diesem oder jenem Forschungsgebiet verwendet, nichts zu sagen gibt.“⁶⁷ Das klingt in der Tat nach Ethnozentrismus und Kulturrelativismus. Aber Rorty verteidigt diese Variante, während er die beiden anderen ablehnt. Er bestreitet nicht, dass es für die Wahrheitstheorie unverzichtbare *universalistische* Kategorien gibt. Denn das Prädikat „wahr“ bedeute in allen Kulturen dasselbe (nur was??), wenn auch die Ansichten darüber, was es heißen könne, dass eine Vermutung zutrifft oder eine Aussage objektiv im Sinne von „wahr“ ist, sich von Kultur zu Kultur unterscheiden könne. Aber wieso soll das keine relativistische Aussage sein?

Die Richtung der Antwort auf diese Frage lässt sich vielleicht so zusammenfassen: Eine erste einschneidendere Differenz gegenüber Mustern des realistischen Gebrauchs des Eigenschaftswortes „objektiv“ (in seiner Bedeutung als „wahr“) tut sich da auf, wo Objektivität gleichsam als eine Adresse gedeutet wird. D.h.: Anderen wird bei der Verwendung des Prädikats „wahr“ in sämtlichen Sprachspielen die praktische *Empfehlung* gegeben, sich „unserer“ Ansicht anzuschließen. Damit ist jedoch das Relativismusproblem noch lange nicht vom Tisch. Denn nun ist es die Frage, wer wohl die Unsrigen seien. Da hat man auch bei Relativisten von Rortys dritter Art meistens die freie Auswahl. „Wir“, das Personalpronomen bewegt sich in einem Spektrum bewegen, das vom „ich“ des *pluralis majestatis* über die eigene kleine Gruppe oder Subkultur, weiter über Kollektive wie „der Mittelstand“ bis hin zur eigenen Gesellschaft oder kulturellen Tradition reicht. Das „Wir“ wird dann im gleichen Text meistens je nach dem aktuellem Bedarf verwendet. Doch im Grunde scheint der Pragmatismus, so wie ihn Rorty versteht, die Frage, ob eine Theorie „relativistisch“ sei oder nicht, einfach umkurven zu wollen. Rorty behauptet nicht, dass von „unserem“ eingespielten Konsens abweichende, „inkommensurable“ Anschauungen etwa einer anderen Kultur oder Subkultur gar keine Rolle für das objektive Wissen spielten. Die „ethnozentrische Auffassung“ des Pragmatisten besage im Gegensatz dazu, dass „die von einer anderen Kultur nahegelegten Annahmen überprüft werden müssen, indem wir sie mit Überzeugungen, die wir schon haben, zusammenzuweben versuchen.“⁶⁸ So gesehen kann „objektives“, im Sinne des von „unserem“ Standpunkt dezentrierten und mit anderen Perspektiven vermittelten Wissens, im Angesicht von noch nicht in den Konsens integrierten, abweichenden, wenn nicht

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ A.a.O.; S. 20.

gegensätzlichen Auffassungen sehr wohl durch eine Art hermeneutischen Prozess zustande kommen. „Objektiv“ ist dann ein Wissen, das über den eigenen gegenwärtigen Gesichtswinkel hinaus in Auseinandersetzung mit Unterschieden und Gegensätzen zur eigenen Auffassung entwickelt wurde. Durch den Versuch, die andere Deutung in die eigene einzupassen, verändert sich ja zwangsläufig die eigene Perspektive und zugleich scheinen am anderen Denken und Handeln neue Aspekte auf – usf. in einer hermeneutischen Spirale. Den Ausgangspunkt dieser Überlegungen zum Relativismusproblem bildete die pragmatistische Ansicht, „dass jeder von uns diejenigen Überzeugungen als wahre empfiehlt, an die zu glauben, er für gut befindet.“⁶⁹ Damit wird „Objektivität“ eher zu einem Problem der Rhetorik als Überzeugungskunst, wenn nicht der Eristik als Überredungstechnik. Mit welchen rhetorischen und/oder eristischen Mitteln kann ich ein Einverständnis über die Deutung der Situation oder das, was zu tun ist, herbeiführen? Es geht es um die Mittel und Möglichkeiten, *Intersubjektivität* mittels Sprechakten herbeizuführen, wenn nicht hemdsärmelig durchzudrücken.

„Eine Untersuchung des Wesens der Erkenntnis kann nach pragmatistischer Auffassung nur eine soziohistorische Darstellung der Verfahren sein, mit deren Hilfe verschiedene Leute versucht haben, Einigkeit über die zu vertretenden Überzeugungen zu erzielen.“⁷⁰

Die Möglichkeit der argumentativen Überzeugung ist damit natürlich nicht ausgeschlossen. Aber den eristischen Überredungstechniken scheint ein besonderes Gewicht beigemessen zu werden. Die Überredung kann aber auch eine Funktion anonymer Diskurse sein. Die für eine Forschungsgemeinschaft charakteristischen Perspektiven auf den Untersuchungsbereich stehen allemal in einem gesellschaftlichen Kontext. Das kann aber auch – wie bei Michel Foucault – heißen, dass sie in ein Geflecht von Erkenntnis und Macht eingebettet sind.

„Wenn man zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort nicht an bestimmte Dinge glaubt, muss man es wahrscheinlich büßen.“⁷¹

Insofern stellt die Erzielung „objektiven“ Wissens nicht nur eine Frage der rhetorischen Überzeugungskunst und eristischer Überredungstechniken, sondern auch eine Funktion machtgestützter Diskurspolitik und/oder des in die einzelnen Diskurse eingelassenen anonymen Willens zur Macht dar, welcher die Individuen zu bestimmten Aktionen und Reaktionen bewegt. Überwacht wird die Wissensproduktion im einen Falle durch Diskurspolizeien, im anderen durch

⁶⁹ A.a.O.; S. 16.

⁷⁰ A.a.O.; S. 17.

⁷¹ A.a.O.; S. 21.

diskursimmanente Kontrollmechanismen. Auf diesem Hintergrund all dieser Möglichkeiten hält es Rorty nicht für sinnvoll, einen Unterschied zwischen der Aussage „Es gibt einen Dialog“ und der Annahme: „Außerdem gibt es noch den Konvergenzpunkt des Dialogs“ zu machen. Er wendet sich also gegen alle erkenntnistheoretischen Modelle, die wissenschaftliches Wissen als das Ergebnis eines großen Denk- und Diskussionsprozesses behandeln, welcher auf das Ziel der Konvergenz der Urteile hin ausgerichtet ist. Diese Vorstellung spielt ja sowohl in Kants Lehre von den „regulativen Prinzipien“ der theoretischen Vernunft als auch in K. R. Poppers Approximationstheorie der Wahrheit eine entscheidende Rolle. Danach konvergieren die Anstrengungen in Forschergemeinschaften durch die ständig höhere Verallgemeinerung von Prämissen (Kant) und die immer schärfere Auslese von überprüfbaren Hypothesen (Popper) in Richtung auf ein allerdings *korrespondenztheoretisch* interpretiertes Ziel aller Anstrengungen zur Wahrheitsfindung. Dem widerspricht – wie gesagt – Rorty:

„Meines Erachtens hat Feyerabend recht, wenn er meint: Solange wir uns nicht der Metapher entledigen, die Forschung – ja das menschliche Tun überhaupt – sei nicht etwas Wucherndes, sondern etwas Konvergierendes, also nicht etwas, was immer mannigfaltiger wird, sondern etwas, was immer einheitlicher wird, gelingt es uns nicht, uns von den Motiven zu befreien, die einst zur Annahme von Göttern führten. Das Setzen von Grenzbegriffen scheint nichts weiteres zu sein als ein Verfahren, uns selbst zu versichern, ein nicht existierender Gott würde, wenn er existierte, mit uns zufrieden sein.“⁷²

Rorty erreicht damit zugleich eine Nahtstelle zu bestimmten Motiven der Romantik: Die Griechen haben sich bei den Metaphern, die ihr Wissenschaftsverständnis durchziehen, vorzugsweise an der Mathematik und Geometrie orientiert. Seitdem prägt das Wissenschaftsideal des Denkens *more geometrico* die Geschichte des abendländischen Denkens bis in die Gegenwart hinein. Wer jedoch die Norm der Objektivität mit „Solidarität“ in Zusammenhang bringen will, tut nach Rorty gut daran, sich stattdessen Bildern zu bedienen, „die die Romantiker zur Ehre der Dichter verwendeten.“⁷³ Romantiker nehmen sich vor allem die literarische Kritik zum Vorbild. Sie rückt nun in das Zentrum aller Auseinandersetzungen mit objektivistischen Vorstellungen, von denen Rorty beispielsweise sagt, sie versteiften sich auf das Subjekt-Objekt-Schema der Erkenntnis (auf das Bild des Wissens als Beziehung zwischen Menschenwesen und der ‚Realität‘⁷⁴), glaubten an den erwähnten Prozess der Konvergenz systematischer Erkenntnisbemühungen auf das Ziel der

⁷² A.a.O.; S. 23.

⁷³ Ebd. Vgl. Auch R. Rorty: *Contingency, irony and solidarity*, Cambridge 1989, S. 73 ff.

⁷⁴ R. Rorty: *Contingency ...*, a.a.O.; S. 75.

„Wahrheit“ hin, träumten von einer idealen Einheitssprache der Wissenschaften und hielten zäh an der alten platonischen Unterscheidung zwischen Wesen und Erscheinung fest. Das Denken in Kategorien der „Solidarität“ statt in denen der „Objektivität“ (im Stile der ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität) verweist für ihn nicht zuletzt auf die romantische *Ironie* als Erkenntnismittel und Stilprinzip. Die Auskünfte von Romantikern wie Fr. Schlegel über ihr Verständnis von „Ironie“ bedürften sicherlich einer ausführlichen Exegese auf ausgesprochen kontroversen Pfaden. Aber so viel lässt sich vielleicht zusammenfassend sagen: Romantische Ironie soll eingespielte Fixierungen des Denkens gleichsam überspielen, eine Art Schwebezustand über jede Reklamation des *einen und felsenfest begründeten Standpunktes* erreichen, die produktiven Anteile des Subjekts beim (insbesondere künstlerischen) Schaffen berücksichtigen, grundsätzlich um Selbstreflexion der eigenen perspektivischen und selektiv praktischen Anteile am Geschehen bemüht sein. Wenn ich mich nicht sehr täusche, steckt einiges davon sogar in Adornos negativer Dialektik, insoweit sie sich darum bemüht, beim unumgänglichen Begreifen (und damit Identifizieren) von Sachverhalten, dem „Nichtidentischen“, d.h. auch dem so weit wie möglich Rechnung zu tragen, was von den Begriffen ausgeschlossen werden muss.⁷⁵ Rorty hingegen verkoppelt seine Vorstellung romantischer Ironie mit einer anthropologischen These:

„Alle menschlichen Wesen tragen eine Menge von Worten mit sich herum, welche sie einsetzen, um ihre Handlungen, ihre Auffassungen und ihr Leben zu rechtfertigen.“⁷⁶

Rorty bezeichnet eine solche Wortsammlung als das „letztendliche Vokabular“ einer Person; dahinter könne der Sprecher selbst nicht steigen. Denn wird das letztendliche Vokabular in Frage gestellt, muss der Akteure auf eben diesen Sinnvorrat seiner persönlichen Lebenswelt zurückgreifen, um den Vorbehalten Rechnung zu tragen und/oder ihnen zu begegnen.

„Diese Worte bezeichnen den Punkt, bis zu dem er mit der Sprache gelangen kann; jenseits davon gibt es nur entweder die hilflose Passivität oder den Rückgriff auf Gewalt.“⁷⁷

Also ist das letztendliche Vokabular „objektiv“ gesetzt, wobei nun „objektiv“ heißt: dem Individuum lebensweltlich vorgegeben. Ein Teil dieses Vokabulars besteht nach Rortys Ansicht aus universellen, aber semantisch dünnen Worten wie „wahr“, „gut“, „recht“ oder „schön“; der größte Teil besteht jedoch aus historisch lokalen und semantisch dichten Begriffen wie „Christ“, „England“,

⁷⁵ S. dazu mein Stichwort „Methode“ im Adorno-Handbuch (hrsg. Klein, Kreuzer und Müller-Doohm), Stuttgart 2010.

⁷⁶ R. Rorty: Contingency ..., a.a.O.; S. 73.

⁷⁷ Ebd.

„professionelle Standards“ und zahllose andere dieser Art mehr.⁷⁸ Von da ausgehend nimmt der Gedanke bei ihm jene merkwürdige Wendung: Es gibt allem Anschein nach doch so etwas wie einen festen, „objektiven“ Boden des individuellen Denkens und Handelns, eben jenes „letztendliche Vokabular“, das wahrscheinlich nicht zufällig stark an Husserls Lebenswelt erinnert. Er nimmt sogar Sprachuniversalien an, auch wenn sie mit dem Vorbehalt einer „dünnen“ Semantik versehen werden!

Es ist vor allem jene anthropologische Grundannahme eines „letztendlichen Vokabulars“, mit deren Hilfe Rorty die am Prinzip der Solidarität orientierten Ironiker mit den am Prinzip der Objektivität orientierten Szientisten konfrontiert. Denn Ironiker hegen (a) radikale und hartnäckige Zweifel in Bezug auf das eigene „letzendliche Vokabular“, das sie selbst aktuell verwenden. Sie haben nichts für den „rechthaberischen Realismus“ (Steinert) übrig. Sie lassen sich (b) immer auch vom Vokabular beeindrucken, das von anderen Leuten oder in Büchern verwendet und seinerseits als letztendlich behandelt wird. Von daher beschreibt Rorty (c) *Dialektik* als Bemühung darum, Vokabularien gegeneinander auszuspielen, anstatt Aussagen auseinander abzuleiten.

„Hegels sog. dialektische Methode stellt kein Verfahren der Argumentation oder eine Art und Weise dar, Subjekt und Objekt zu vereinen, sondern bedeutet schlicht und einfach eine literarische Fertigkeit – die Fertigkeit überraschende Gestaltwandlungen hervorzubringen, indem glatte, schnelle Übergänge von einer Terminologie in eine andere durchgeführt werden.“⁷⁹

Damit könnte durchaus auch das zweifellos sinnvolle Vorgehen gemeint sein, den gleichen Sachverhalt unter verschiedenen Perspektiven zu betrachten bzw. sprachlich auf verschiedene Weisen zu beschreiben und neu zu beschreiben. Die passende Metapher scheint dann das Prisma zu liefern, worin sich der gleiche Lichtstrahl so bricht, dass verschiedene Farbeindrücke entstehen. Auch Adornos „Denken in Konstellationen“ könnte als Beispiel dafür herangezogen werden. Auf diesem Hintergrund lehnt Rorty jedenfalls eine weitere Grundannahme des Szientismus (1. Stellung des Gedankens) in Verbindung mit dem naiven Realismus des Gemeinns ab.

Der Szientist unterstellt, „dass das Vorhandensein eines Begriffs im eigenen letztendlichen Vokabular sicher stellt, dass es sich auf etwas bezieht, was ein wirkliches Wesensmerkmal *aufweist*. Der Metaphysiker bleibt weiterhin dem Alltagsverstand dadurch verpflichtet, dass er die Plattituden nicht in Frage stellt, welche den Gebrauch eines gegebenen endgültigen Vokabulars, insbesondere die Plattitudo nicht in Frage stellt,

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ A.a.O.; S. 78.

welche besagt, es gäbe eine einzige dauerhafte Realität hinter den vielen vorübergehenden Erscheinungen.“⁸⁰

Die Ironiker sind sich dagegen (d) der Tatsache bewusst, dass aufgrund des Widerspiels verschiedener Perspektiven, Deutungs- und Beschreibungsmöglichkeiten die Zweifel am eigenen „letztendlichen Vokabular“ niemals völlig ausgeräumt werden können. Wenn das nicht in einen leerlaufenden Skeptizismus auslaufen soll, kann es im Grunde nur eines heißen: Die Reflexion auf sich (2. Stellung des Gedankens) muss immer mit der Relevanz anderer Perspektiven als der eigenen rechnen und sich ausdrücklich daran bilden und weiterbilden. Dem entspricht ziemlich genau die gute alte Empfehlung Hegels, sich bei der Überprüfung der eigenen Gedanken in die Stärke der Kontrahenten zu versenken, anstatt mit ihren Schwächen abzurechnen. Ironiker vertreten (e) keineswegs die Meinung, ihr eigenes Vokabular käme den tatsächlichen Gegebenheiten näher als ein anderes. Es ist in dieser Hinsicht nicht als „objektiver“ auszuweisen. Allerdings hat diese ostentative Bescheidenheit einen sinnfälligen Haken. Auch der Ironiker kann nicht dem Problem der Bewertung anderer Perspektiven ausweichen. Selbst wenn ihm bestimmte Perspektiven gleichgültig sind, wird er sie nicht alle für gleich gültig – etwa für gleichermaßen pragmatisch tauglich halten. Rorty betont ausdrücklich, die Ansichten des Pragmatisten seien „besser als die des Realisten“.⁸¹ Er distanziert sich (f) vor allem vor allem von der klassischen rationalistischen Idee einer Objektivität verbürgenden, „neutralen und universellen Metavokabulars“. Ausgeprägte Vorbehalte hegt er schließlich (g) gegenüber der Strategie, sich durch den Wust der Erscheinungen hindurch zum Wesentlichen durchzuarbeiten. Damit folgt er Nietzsches bekannter Kritik an den „spitzfindigen Metaphysiker(n) und Hinterweltler(n).“ In dieser Hinsicht könnte der Abstand Rortys gegenüber Adorno und der Tradition des Hegelmarxismus kaum größer sein. Adorno hat ja sein Leben lang darauf beharrt:

„Wesen und Erscheinung sind kein Märchen aus alten Zeiten, sondern bedingt von der Grundstruktur einer Gesellschaft, die notwendig ihren eigenen Schleier zeitigt.“⁸²

Rorty verwahrt sich immer wieder gegen Einwände, seine Theorie sei typisch postmodern, relativistisch, aufklärungsfeindlich, ja, wenn nicht sogar antidemokratisch. Weder wolle er behaupten, dass ein Gedankensystem so viel taugt wie das andere, noch dass es so viele Bedeutungen des Prädikates „wahr“ (und damit auch des Eigenschaftswortes „objektiv“) gibt, wie es

⁸⁰ A.a.O.; S. 74.

⁸¹ R. Rorty: Solidarität oder Objektivität, a.a.O.; S. 15

⁸² Th. W. Adorno: Soziologische Schriften I; Frankfurt/M 1979, S. 544.

Rechtfertigungsverfahren in kulturspezifischen Diskursen gibt.⁸³ Gleichwohl vertritt er eine Position, die er die „ethnozentrische Auffassung“ nennt. Die entscheidende Annahme lautet, dass

„es über Wahrheit oder Rationalität außer den Beschreibungen der vertrauten Rechtfertigungsverfahren, die eine bestimmte Gesellschaft – die *unsere* – auf diesem oder jenem Forschungsgebiet verwendet, nichts zu sagen gibt.“⁸⁴

Das klingt nun doch ausgesprochen kulturellrelativistisch. Auch das für Relativisten geradezu prototypische Problem taucht wieder auf. Was heißt da „unsere“ Gesellschaft. Wer sind „wir“ und wer sind „die anderen“? Wir? Einer, mehrere, alle, alle an einem Ort und in einem bestimmten Zeitraum? Als relativistisch hört sich auch die immer auftauchende These Rortys an, Objektivität wurzele der strategisch, wenn nicht machtpolitisch hergestellten Intersubjektivität der Urteile und Ansichten. Dann ist es nur konsequent, zu behaupten, das Prädikat „wahr“ besage nicht, dass eine Aussage irgendein Wesen der Dinge erfasst, sondern bedeute eine mit Nachdruck versehene Empfehlung an den Adressaten, die Aussage anzunehmen. Der Nachdruck kann die Qualität dessen haben, was Foucault „die Macht des Diskurses“ nennt. Aber es gibt – wie schon gezeigt wurde – genauso gut auch universalistische Obertöne bei Rorty. Denn gleichzeitig betont er, der Begriff „wahr“ sei zwar in sich varianten- und facettenreich, bedeute jedoch

„in allen Kulturen dasselbe, und zwar in der Weise, wie ähnlich flexible Ausdrücke – etwa >>hier<<, >>dort<<, >>gut<<, >>schlecht<<, >>du<< und >>ich<< – in allen Kulturen dasselbe bedeuten.“⁸⁵

Das Postmoderne am Rortyschen Diskurs besteht wohl darin, dass man wie beim „wir“ die freie Wahl zwischen den mit gleichem Verve vertretenen, aber ganz unterschiedlichen Annahmen hat.

Eine Möglichkeit, dieser ganzen Gemengelage Sinn abzugewinnen, könnte in einem Rückgriff auf die Husserlsche Lebensweltanalyse besteht. Man kann den Sinnhorizont der Lebenswelt, in die man sich eingelebt hat, niemals vollständig verlassen. Jede Beschäftigung mit anders gearteten Lebenswelten oder einem anderen Diskurs, einem anderen Sprachspiel, mündet in die hermeneutische Spirale der „Übersetzung“ des anderen Sinnsystems aus, das sich durch die Deutung erschließt, aber gleichzeitig zur Veränderung des eigenen Diskurses beiträgt usf. So sehr weit ist Rortys Begriff des „letztendlichen Vokabulars“ davon gar nicht entfernt. Bei Husserl weisen die kulturell verschiedenen

⁸³ R. Rorty: Solidarität oder Objektivität, ebd.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Ebd.

Lebenswelten eine gemeinsame „Struktur“ auf. Strukturbestimmungen liest offensichtlich auch Rorty an der Familienähnlichkeit von Worten wie „wahr“, „hier“, „dort“ etc. in verschiedenen Kulturen ab (s.o.). Mit einem Wort: Es scheint am Ende in all dem postmodernen Gewusel doch so eine Art „hermeneutischer Begriff der Objektivität“ im Sinne der Vermittlung verschiedener Perspektiven herauszuschauen, der nicht in der Parole aufgeht, „objektiv“ ist, was als objektiv definiert oder in Form einer spezifischen Auslegung dieser Norm brachial durchgedrückt wird.

*II/4: Historische Wandlungen des Objektivitätsbegriffes.
Die Studie von Daston und Galison.*

„Wissenschaftliche Objektivität hat eine Geschichte“.⁸⁶

2007 haben Lorraine Daston und Peter Galison eine höchst material- und umfangreiche Studie über die Geschichte wissenschaftlicher Objektivitätsvorstellungen im Abendlande veröffentlicht. Sie wollen jedoch von vornherein alle Verbindungen des Objektivitätsbegriffes mit „Wahrheit“ und „Gewissheit“ als Themen der klassischen Erkenntnistheorie kappen! Gelingt dies? Sie sind jedenfalls der Ansicht, erst aufgrund dieser Operation ließen sich die historische Entstehung und die Veränderungen der Norm der Objektivität in der jüngeren Vergangenheit genauer untersuchen. Welche Hauptdimensionen des Objektivitätskonzepts bleiben nach der Entkoppelung von wahrheitstheoretischen Problemen noch übrig? Es scheinen vor allem die Gebote der *Neutralität* und der *Sachlichkeit* als Einstellungen zu sein, die ab dem 19. Jh. besonders nachdrücklich von einem „objektiven“ Wissenschaftler verlangt werden.

„Objektiv zu sein, besteht darin, ein Wissen anzustreben, das keine Spuren des Wissenden ausweist – ein Wissen, das von keinem Vorurteil, keinem Geschick, von keiner Phantasie oder Urteilskraft, von keinem Wünschen und Streben markiert wird. Objektivität bedeutet blindes Sehen, ein Erkennen ohne Folgerung, Interpretation oder Intelligenz.“⁸⁷

„Objektivität“ wird damit weitgehend auf Haltungen zurückführt, welche die Wissenschaftler nicht nur einnehmen *sollen*, um milde Zustimmung für ihr Vorgehen bei Zunftgenossen zu finden, sondern die auch fest in ihr Selbstverständnis *als* Wissenschaftler – zumindest nach außen hin – investiert ist. Diese Tendenzangaben erinnern zudem an die ersten Sätze von Hegels Einleitung in die „Phänomenologie des Geistes“. Dort beschreibt er die

⁸⁶ L. Daston & P. Galison: Objectivity, New York 2007, S. 17.

⁸⁷ Ebd.

Vorstellung eines neutralen und daher objektiven Wissens als ein Erkennen, von dem angenommen wird, es sei „gewissermaßen ein passives Medium, durch welches hindurch das Licht der Wahrheit an uns gelangt ...“⁸⁸ Eine derartige Ansicht des Wissens als „blindes Sehen“ – so lautet die erste zentrale These der beiden Autoren – setzt sich erst in der Mitte des 19. Jhs. in Europa so richtig durch. Wie diese Objektivitätsnorm damals verstanden, verteidigt und verwendet wurde und wie sie sich später veränderte, das will die Studie anhand der Produktion wissenschaftlicher Bilder nachzeichnen. Darunter sind keine Metaphern als Bestandteil von Theorien, sondern im buchstäblichen Sinne künstlerische Illustrationen von wissenschaftlichen Befunden zu verstehen.

„Wir haben die Wahl getroffen, die Geschichte wissenschaftlicher Objektivität im Hinblick auf Bilder zu erzählen, die der langen Tradition wissenschaftlicher Atlanten entstammen, jenen Sammlungen ausgewählter Bilder, welche die wichtigsten Objekte der Forschung in einer Disziplin identifizieren.“⁸⁹

Nicht zuletzt Blumen und Tiere tauchen als beliebte Motive alter Atlanten auf. Auf dem Hintergrund der Erkenntnisinteressen einer Forschergemeinschaft führen diese Abbildungen Untersuchungsgegenstände und deren für relevant gehaltenen Merkmale exemplarisch vor Augen. „Sie bedeuten die Wörterbücher für die Wissenschaften des Auges.“⁹⁰ Entweder leiten sie Novizen an, die Dinge so zu sehen wie die gestandenen Mitglieder der Zunft oder sie dokumentieren neue Sichtweisen auf Objekte, welche aufgrund der Veränderung von Beobachtungsverfahren und Beobachtungstechnologien möglich werden. In den „meisten Atlanten von Beginn des 18. Jhs. an stellen Bilder das A und O des Genres dar.“⁹¹ Aber wie verhalten sich die Bilder in den Atlanten zur „epistemischen Tugend“ der Objektivität? So wie die beiden Autoren „Objektivität“ verstehen und definieren, taucht diese Norm ja erst in der Mitte des 19. Jhs. auf. Erkenntnistheoretische Grundvorstellungen aus den Zeiten davor bilden die Kontrastfolie, um die neuzeitlichen Objektivitätsvorstellungen klarer erfassen zu können. Vorher lautete das dominierende Erkenntnisideal nach der Ansicht von Daston und Galison: Angemessenheit der Erkenntnis und des Wissens an die wahre Natur der Dinge. Erst danach kommt das Ideal des neutralisierten Beobachters zum Zuge und erst viel später, zu unseren Zeiten wird die ausgebildete Urteilskraft (*trained judgement*) zum Prinzip erhoben. Berücksichtigt man die gar mannigfaltigen Dimensionen des gebräuchlichen Objektivitätsbegriffes, auf die wir bislang gestoßen sind, dann geht es bei Daston und Galison im Grunde nur um einige wesentliche Aspekte dieser

⁸⁸ G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes (Ed. Hoffmeister), Hamburg 1952, S. 63.

⁸⁹ Daston/Galison, a.a.O.; S. 17.

⁹⁰ A.a.O.; S. 22.

⁹¹ Ebd.

Kategorie: vor allem um die Dezentrierung des Subjekts.⁹² Dagegen ist natürlich im Prinzip nichts einzuwenden. Denn die *historische* Forschung kann sich zweifellos damit auseinandersetzen, wann und warum auch schon zuvor umlaufende epistemische Ideen irgendwann ausgerechnet im Wort „Objektivität“ zusammenlaufen und warum ein *bestimmtes* Verständnis dieses Konzepts zu einem gleichsam selbstverständlichen Prinzip wissenschaftlicher Arbeit in historischer Situation werden konnte.

„Wenn Objektivität so neu und ihr Aufstieg so plötzlich war, wie ist sie so vertraut geworden, so weitreichend akzeptiert worden, so dass nun die Gefahr besteht, dass sie die gesamte Geschichte der Epistemologie und die der Naturwissenschaften obendrein zu verschlucken droht?“⁹³

Wenn und insoweit „Objektivität“ so verstanden wird, dass von den „neutralen“ Wissenschaftlern die Unterdrückung bestimmter Einstellungen und Neigungen, ihrer „Ideosynkrasien“ verlangt wird, erfordert die Geschichte der Durchsetzung von Objektivität als „epistemischer Tugend“ u.a. auch eine Untersuchung der Entstehung und Veränderung von Sozialcharakteren, die für den Wissenschaftsbetrieb bedeutsam sind („Scientific Self“). So treten im 19. Jh. vor allem die Erwartungen hinsichtlich der Charakterstrukturen von Künstlern und Wissenschaftlern auseinander.

„Künstler waren angehalten, ihre Subjektivität auszudrücken, wenn nicht zur Schau zu stellen, während die Wissenschaftler gleichzeitig ermahnt wurden, die ihre zurückzunehmen.“⁹⁴

Der Wissende als Person und das Wissen über Sachverhalte treten zudem auseinander. Die Wissensinhalte müssen nun im Grunde „rein sachlich“ für alle Interessierten nachvollziehbar und zugänglich sein, während die Neigungen des einzelnen Subjekts gezähmt und gezügelt werden sollen. Nur solche allgemein menschlichen Tugenden wie Geduld und Aufmerksamkeit, Genauigkeit, Aufrichtigkeit, Einfallsreichtum (bei der Hypothesenbildung) etc. werden zu den für die wissenschaftliche Arbeit unerlässlichen Charakterzügen gerechnet. Dahinter stehen einschneidende Wandlungen in der Geistesgeschichte des gesamten Abendlandes:

„In der durch dieses Buch umspannten Periode verschiebt sich die Ethik von der Vorherrschaft der Abstammung und Gewohnheit, die mit der aristotelischen Tradition verknüpft ist, zum strengen kantianischen Appell an die Autonomie. Das Selbst mutiert von der losen Verbindungen von

⁹² Mit dem Problem der Vorläufer von Objektivitätsvorstellungen in der Geschichte der Philosophie setzen sich Daston und Galison ausdrücklich auf den Seiten 29 f. ihres Buches auseinander.

⁹³ A.a.O.; S. 35.

⁹⁴ A.a.O.; S. 37.

Vermögen (facultates – J.R.), welche von der Vernunft gesteuert werden in eine dynamische Subjektivität, die vom Willen angetrieben wird.“⁹⁵

In dieser Aussage steckt allerdings auch das weit verbreitete Gerücht, das moderne Bürgertum habe die Autonomie (Willensfreiheit) entdeckt und gepachtet. Doch davon abgesehen macht es natürlich guten Sinn, (z.B.) die neuen Rollendefinitionen von Wissenschaftlern und Künstlern beim Studium neu formierter Objektivitätsvorstellungen im 19. Jh. genauer zu studieren. Gestützt auch auf derartige Versuche gliedern Daston und Galison ihre Untersuchung über die Erscheinungs- und Verwendungsformen von Bildern in Atlanten mit Hilfe eines Dreistufenschemas der Entwicklung, die das Postulat der „Objektivität“ – so wie sie es verstehen – etwa ab dem 18. Jh. erfahren habe:

1. *Truth to Nature*. Vielleicht darf man das als Postulat der „Übereinstimmung mit der Natur“ – auch im Sinne von „Einsicht in das Wesen der Sache selbst“ – übersetzen.
2. *Mechanische Objektivität*. Das ist der im 19. Jh. auftauchende Typus von „Objektivität“, womit sich die Studie vor allem auseinandersetzt. Das erkennende Subjekt erscheint im Prozess der Wissensgewinnung als ein Störfaktor.
3. *Die geübte Urteilskraft* (trained judgement). Damit sind Objektivitätsvorstellungen der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit gemeint. Sie werden unten kurz umrissen.

Übereinstimmung mit der Natur.

Weltbekannt und im Prinzip noch heute (mit einer Fülle von Modifikationen) in Gebrauch ist die biologische Taxonomie von Carolus Linnaeus (1707-1778). Linnaeus teilt Pflanzen, später dann auch Tiere binär ein, indem er jedem Exemplar einen (lateinischen) Gattungs- und einen Artennamen zuteilt. „Sponti“ etwa, ein Exemplar der Art „*Felis Catus*“ (gemeine Hauskatze), gehört zur Gattung (Familie) der „*Felidae*“, wozu auch andere Kuscheltiere wie der Tiger oder der Löwe gehören. 1737 hatte Linnaeus Pflanzen im reichhaltigen Garten des Amsterdamer Bänklers George Clifford katalogisiert und in einem gut ausgestatteten Buch veröffentlicht. Der Band enthält Zeichnungen des Illustrators Georg Dyonisius Ehret, welche der holländische Künstler Jan Wandelaar dann in Gravuren umgesetzt hat. Das epistemische Ideal, das hinter diesem gemeinsamen Projekt steht, ist das der „Angemessenheit an die Natur“ (truth to nature). Dazu gehört maßgeblich die „Bemühung eine Realität aufzudecken, die nur mit Schwierigkeiten zugänglich ist.“⁹⁶ Dabei geht es Linnaeus gar nicht so sehr um die Aufdeckung einer platonischen Hinterwelt der

⁹⁵ A.a.O.; S. 39.

⁹⁶ A.a.O.; S. 58.

wahren Wesenheiten, die von den Eindrücken unserer Sinne nur verschleiert und verzerrt wird. Im Gegenteil: Es bedarf der genauen Beobachtung um die Angemessenheit der Beobachtungen an die Natur (das Wesen) der Dinge zu erzielen.

„Die Augen sowohl des Körpers als auch des Geistes konvergierten, um eine Realität zu entdecken, die ansonsten jedem von beiden verborgen bliebe.“⁹⁷

Dabei sollten die für die Pflanzen typischen Merkmale herausgearbeitet und alle zufälligen Modifikationen ihres Erscheinungsbildes beiseitegelassen werden. Es ging gewissermaßen um den Archetypus der jeweiligen Pflanze. Damit stellte sich für die Autoren von Naturatlanten das Problem, wie die Standardexemplare der jeweiligen Art und Gattung aussehen und von welchem Gesichtswinkel aus sie darzustellen seien.⁹⁸ Denn die einzelnen Exemplare der jeweiligen Art sind ja alles andere als völlig identisch.

„Das ´ideale` Bild liefert angeblich nicht nur das Typische, sondern auch das Perfekte, während das ´charakteristische` Bild das Typische in einem Individuum lokalisiert.“⁹⁹

Goethe spricht in diesem Zusammenhang vom „reinen Phänomen“. Mit diesem Anspruch versehen wird nach und nach eine Fülle von Atlanten mit botanischen, zoologischen, anatomischen und geologischen Abbildungen verbreitet.

„Die Natur, welche sie (die Urheber der Atlanten – J.R.) porträtieren wollten, war für das Auge nicht immer sichtbar und fast niemals beim einzelnen Exemplar zu entdecken ... Sehen – und vor allem Zeichnen – war gleichzeitig ein Akt der ästhetischen Wertschätzung, Auswahl und Akzentuierung. Diese Bilder wurden hervorgebracht, um dem Ideal der Wahrheit zu dienen – und oftmals der Schönheit zusammen mit der Wahrheit – nicht aber dem Ideal der Objektivität, das noch gar nicht existierte.“¹⁰⁰

Genau genommen heißt das: Der Typus der „mechanischen“ Objektivität existiert noch nicht!

⁹⁷ Ebd.

⁹⁸ Vgl. a.a.O.; S. 66.

⁹⁹ A.a.O.; S. 70.

¹⁰⁰ A.a.O.; S. 104.

*Mechanische und strukturelle Objektivität.*¹⁰¹

„Die Natur soll für sich selbst sprechen!“ Das ist nach Daston und Galison das Schlagwort der neu entstehenden Grundvorstellung von „Objektivität“. Es kam nach ihrem Eindruck damals geradezu zur Umkehrung der Werte zur Beurteilung von wissenschaftlichen Abbildungen.

„Wo die idealisierende Intervention von den frühen Produzenten von Atlanten als eine Tugend aufrechterhalten wurde, verkehrte sie sich in den Augen vieler ihrer Nachfolger zum Laster.“¹⁰²

Den Wissenschaftler wird verboten, ihren eigenen Willen und ihre Vorstellungen auf die Natur zu projizieren. Der Ausdruck „mechanische Objektivität“ wird deswegen gewählt, weil die persönlichen Zutaten des Wissenschaftlers bei jeder Wissensgewinnung so weit wie möglich auszuschalten und zu unterdrücken seien. Die spezifischen Anteile des Beobachters sollen zugunsten seiner Rolle als neutrale und gleichsam mechanisch-algorithmisch funktionierende Registraturinstanz oder als Bediener von neutralen Apparaturen zur Datenerfassung so weit wie irgend möglich zurückgedrängt werden. Mit Hegels Worten könnte man sagen: Die erste Stellung des Gedankens zur Objektivität wird zu einem Programm erhoben, das sich auf neue Apparaturen zur Erkenntnisgewinnung und Wissensverarbeitung stützen kann und in der Tat die romantische Vorstellung des künstlerisch gesonnenen Autors hinter sich lässt. Die Abbildungen in den Atlanten sollten dementsprechend den Einzelfall genau wiedergeben, statt einer in den Erscheinungen steckenden Urform einen bildlichen Ausdruck zu verleihen.

„Die ‚objektive‘ Abbildung individueller Gegenstände verlangte einen spezifischen, *verfahrensmäßigen* Gebrauch von Bildtechnologien, von denen einige so alt waren wie der Lithograph oder die *camera lucida*, andere so taufersch waren wie die Photomikrographie des späten 19. Jahrhunderts. Diese Protokolle stellten darauf ab, das einzelne Exemplar ohne diejenige Verzerrung erscheinen zu lassen, welche charakteristisch für den persönlichen Geschmack des Beobachters, seine Parteinahmen oder Ambitionen sind.“¹⁰³

„Objektivität“ gebietet im idealen Fall allem Anschein nach die absolute Selbstvergessenheit, letztlich die Negation der zweiten Stellung des Gedankens. Anstelle der Freiheit *des* Willens schienen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts

¹⁰¹ Vgl. dazu auch: Th. M. Porter: Objectivity as Standardization: The Rhetoric of Impersonality in Measurement, Statistics, and Cost-Benefit Analysis und K. J. Gergen: The Mechanical Self an the Rhetoric of Objectivity, beide in A. Megill (Ed.): Rethinking Objectivity, Durham and London 1994, S. 197 ff. und S. 265 ff.

¹⁰² A.a.O.; S.120.

¹⁰³ A.a.O.; S. 121.

Maschinen die Freiheit *vom* Willen und der Mentalität des einzelnen Forschers zu versprechen.¹⁰⁴ Insbesondere die Photographie schien die Annäherung an dieses Ideal zu gewährleisten. Man brauchte keine für Archetypen von Pflanzen sensible Graphiker und Zeichner mehr, um ein „objektives“ Bild der interessierenden Einzelheiten der Beobachtung liefern zu können. Zur Charakterstruktur des in diesem Sinne „objektiven“ Wissenschaftlers gehören vorzugsweise Zurückhaltung, Selbstdisziplin und Selbstkontrolle.¹⁰⁵ Gleichzeitig setzt sich eine „Objektivität ohne Bilder“ immer weiter durch.¹⁰⁶ Sie entwickelt sich im Zusammenhang mit den bedeutenden Arbeiten zur formalen Logik, Mathematik, Physik und der analytischen Philosophie, die am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts veröffentlicht wurden. Formale Strukturen und Kalküle, nicht genaue Bilder verkörpern nun das hehre Vorbild „objektiven Wissens“. Jede Metaphorik gerät in den Verdacht eines unzulänglichen, allenfalls verständnis erleichternden Mediums der Erkenntnis bzw. der Aufstellung von Hypothesen im „Gewinnungszusammenhang“ der Forschung.

„All diejenigen, welche `Strukturen` als den Kern der Objektivität identifizierten, verstanden unter dieser Rubrik eine große Vielfalt von Sachverhalten: Logik, geordnete Folgen von Eindrücken, Einiges aus der Mathematik, die Gesamtheit der Mathematik, Syntax, Wesenheiten, die bei Transformationen invariant blieben, irgendwelche oder alle formalen Beziehungen.“¹⁰⁷

Die Anhänger der *mechanischen Solidarität* hatten die Suche nach dem Urbild sowie die Ästhetik wissenschaftlicher Repräsentationen entschlossen über Bord geworfen, die Anhänger einer *strukturellen Objektivität* stellten bildhafte und vage inhaltliche (sinnliche) Repräsentationen unter den Generalverdacht der bloßen „Subjektivität“.¹⁰⁸ Die Untersuchungen geistiger Prozesse wurden den nämlichen Prinzipien mechanischer und/oder struktureller Objektivität unterworfen, wobei sich z.B. Gottlob Frege entschieden gegen die Reduktion von Mathematik und formaler Logik auf Gesetze der empirischen Psychologie wehrt.¹⁰⁹ Er beharrt auf einer „Objektivität“ mathematischer und formallogischer Gedanken unabhängig von subjektiven Erlebnissen und empirischen Beobachtungen der Erfahrungswissenschaften. Dabei meint natürlich „Objektivität“ nicht nur die so weit wie möglich reichende Dezentrierung des Subjekts, sondern auch universelle (analytische) Geltung der Regeln der Mathematik und Logik. Fazit: Allen Beteiligten geht es um die energische

¹⁰⁴ A.a.O.; S. 123.

¹⁰⁵ A.a.O.; S. 198.

¹⁰⁶ A.a.O.; S. 253 ff. Man kann sie auch an positivistischen Vorbehalten gegen Metaphern ablesen.

¹⁰⁷ A.a.O.; S. 254.

¹⁰⁸ Vgl. a.a.O.; S. 259.

¹⁰⁹ A.a.O.; S. 265 ff.

Zurückdrängung der Anteile der erkennenden Subjektivität bei der Gewinnung von Wissen!

Die geübte Urteilskraft.

„Im frühen zwanzigsten Jahrhundert begannen die Autoren von Atlanten damit, ausdrückliche und wiederholte Warnungen über die Grenzen der Objektivität in Umlauf zu bringen und dazu begleitend Aufrufe für Urteilskraft und Interpretation zu machen.“¹¹⁰

Die Parole, die Natur nichts als ihre eigene Sprache sprechen zu lassen, wird mehr und mehr durch das Gebot der Rücksicht auf die eigenen Zutaten und die Anteile der eigenen Erkenntnismittel bei der Wissensgewinnung ersetzt. Die Tendenzen zur vollständigen Selbstvergessenheit werden Schritt für Schritt zurückgedrängt. Geradezu in Umkehrung von Postulaten der mechanischen Objektivität heißt es in einem „Atlas der Elektroenzephalographie“ von Gibbs und Gibbs, die Genauigkeit dürfe nicht der Objektivität geopfert werden. Dazu merken Daston und Galison an:

„Diese erstaunliche Aussage – erstaunlich von der Perspektive mechanischer Objektivität aus – bedeutet den epistemischen Fußabdruck des neuen Regimes des interpretierten Bildes in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Wie grundverschieden ist es von der umgekehrten Formulierung mechanischer Objektivität, dass die Objektivität nicht der Genauigkeit geopfert werden dürfe.“¹¹¹

Genauigkeit wird dabei als eine Funktion individueller Leistungen und Zutaten der Forscher verstanden, die nicht länger mehr vernachlässigt werden dürfen. Der Sozialcharakter der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wird daher nicht mehr in Analogie zu Algorithmen, sondern immer mehr in der Perspektive von eigenständigen intellektuellen Interpretationsleistungen betrachtet.¹¹² Erkenntnis ist nach diesem Verständnis nicht mehr (im Stile szientistischer Varianten der ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität) allein durch die Anwendung von Algorithmen und formalen Techniken zu erreichen, sondern setzt Deutungsleistungen der erkennenden Subjektivität voraus, die einiges mit dem Vorgehen bei der Entdeckung von Familienähnlichkeiten in der Mannigfaltigkeit von Texten im Sinne von Wittgensteins Sprachphilosophie aus den „Philosophischen Untersuchungen“ zu tun haben.¹¹³ Die zweite Stellung des Gedankens zur Objektivität wird sukzessive zurückerobert.

¹¹⁰ A.a.O.; S. 319.

¹¹¹ A.a.O.; S. 324.

¹¹² A.a.O.; S. 325.

¹¹³ Vgl. a.a.O.; S. 335 f.

Allem Anschein nach bewegt sich die Diskussion über „Objektivität“ in den modernen Wissenschaften zwischen zwei Eckpunkten hin und her.

(1) Am einen Ende wird „Objektivität“ als eine oftmals der professionellen Ideologie nach homogene, in Wahrheit heterogene Kategorie gebraucht, welche ihre entscheidenden Akzente auf die *Subjektseite* setzt. Deswegen wird beispielsweise eine Fülle epistemischer Tugenden erwähnt, welche dem wissenshungrigen Forscher anzusinnen sind. Schaut man diesen Tugendkatalog etwas näher an, dann tauchen natürlich sehr viele Normen auf, die in der Geschichte der Erkenntnistheorie immer schon, lange als erkenntnisfördernd galten. Ich erinnere nur noch einmal an den klassischen *habitus asserta demonstrandi*, an die Erwartung, dass man grundsätzlich Beweislasten für die eigenen stolzen Behauptungen übernehme. Auf die Idee, dass solche Art Attituden die Einsichten fördern, ist also nicht bloß die Moderne gekommen. Erwartungen an die Bereitschaft zur Beweisübernahme durch Argumente und Belege – sowie zahlreiche andere objektivitätsfördernden Haltungen und Einstellungen – sind mindestens so alt wie die ersten systematischen Überlegungen zur Logik oder zur Geometrie. Das Postulat der Dezentrierung des erkennenden Subjekts und seiner „Ideosynkrasien“ scheint in der Tat seinen Ursprung im 19. Jahrhundert zu haben.

(2) Am anderen Ende des Spektrums liegen die Schwerpunkte auf den zu erkennenden *Sachverhalten*, worauf auf die verschiedensten Weisen Bezug genommen wird. Ich kann nicht erkennen, dass es irgendjemandem – auch nicht den referierten Autoren – in der Neuzeit gelungen sei, die Diskussion über „Objektivität“ von der bunten Mannigfaltigkeit der Probleme mit „der Wahrheit“, d.h. von den Implikationen einer Wahrheitstheorie oder von den jeweils bevorzugten Wahrheitskriterien abzulösen. Skeptizisten, Relativisten, Konstruktivisten, sie allesamt werden diese Probleme nicht los, gleichgültig welche Wendungen sie ihnen geben. Denn es wimmelt es in ihren Theorien geradezu von Aussagen mit dem Anspruch auf zutreffenden, „objektiven“ Gegenstandsbezug und von Hinweisen darauf, dass die Person P oder die Gruppe G unrecht hat, weil sie anders als der jeweilige Autor nicht sieht, was tatsächlich in der Welt so der Fall ist. Darüber hinaus ist es schlechthin sinnfällig, dass Worte wie „epistemisch“, „Wissen“, „Erkenntnis“, „Erfahrung“ ... natürlich immer auch etwas mit dem Zutreffen oder Nicht-Zutreffen von Eindrücken, Ansichten, Behauptungen, Vermutungen zu tun haben – so extravagant die Vorschläge zu ihrer Verwendung ansonsten auch sein mögen. Insofern lässt sich der Objektivitätsbegriff *nicht* vom jeweiligen Stand des Wissens über Sachverhalte, von Ontologien und Erkenntnistheorien ablösen. Hinzu kommt die Verschiedenartigkeit der Auffassungen über die Grundrelationen zwischen den Polen „Erkenntnisinstanz“ und „Erkenntnisgegenstand“, ob da nun vom Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt oder stattdessen etwa zwischen Signifikand und Signifikat etc. gesprochen wird. Kurzum: Die Objektivitätsdiskussion ist wahrlich nicht von

allgemeinen Problemen der Erkenntnistheorie und der Ontologie abzulösen. Ein weiterer Punkt ist gleichermaßen evident und der nachhaltigen Beachtung wert: Es wäre barer Unsinn, zu behaupten, die historische Wendung hin zur mechanischen und/oder strukturellen Objektivität münde in der *absoluten* Selbstvergessenheit und Selbstdurchstreichung der Forscher aus. Es ist auch den Vertretern des Ideals unbedingter Sachlich- und damit völliger Unabhängigkeit der Einsichten von Merkmalen und Veranstaltungen des erkennenden Subjekts bei der wissenschaftlichen Arbeit selbstverständlich klar, dass sie gut daran tun, in ihrer Berufspraxis bestimmte Tugenden zu offenbaren. Abgesehen davon, dass Sachlichkeit selbst eine Norm darstellt, welche die Orientierung rein an der Sache selbst gebietet, sollen die forschenden Forscher beispielsweise „überlegt“, „genau“, „widerspruchsfrei“ usw. wahren. Es gibt – was niemanden überrascht – also auch für die Vertreter der mechanischen Objektivität einen ganzen Kanon von professionellen Werten, auf die jedes einzelne Subjekt nicht zuletzt zurückgreift, um andere Vertreter der Zunft in die Schranken der reinen Vernunft zu verweisen. Es gibt – auch das ist genau so wenig überraschend – überdies einen Kanon *allgemein gesellschaftlich bedeutsamer* Wertideen, woran sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihrer Berufspraxis gleichermaßen halten sollen. „Wahrheitsliebe“ und „Sorgfalt“ stellen nur zwei Beispiele aus einem breiten Sortiment dar. Es macht also wirklich keinen guten Sinn, den mechanisch „objektiven“ Wissenschaftler als jemanden zu beschreiben, der sich selbst als eine ohne jede Wertbeziehung funktionierende Registraturmaschine für ansichseiende Einflußfaktoren betrachtet.

Aus all diesen Gründen suche ich *das* oder *ein* Schlüsselproblem aller Objektivitätsdiskussionen – gleichgültig unter welcher anderen Überschriften und zu welchem historischen Zeitpunkt sie mit welchen Variationen auch immer geführt werden – an einer anderen Stelle. Es lässt sich nach meiner Auffassung – jetzt einmal von der Wahrheitsproblematik abgesehen – in der Frage zusammenfassen, wie man wohl diejenigen Wertideen, welche die Erkenntnis *fördern*, von denjenigen unterscheiden kann, welche ihr *schaden* – oder für das gesamte Geschäft irrelevant sind! So herrscht beispielsweise in der Profession der empirischen Sozialforscher eine sehr weitgehende Übereinstimmung darin, dass man einen „bias“ etwa in der Form von Beobachtungs- oder Messfehlern zu vermeiden, wenigstens zu minimieren habe. In der Wendung gegen jeden „bias“ in der Form eines Störfaktors für die wie immer auch verstandene Objektivität sind sich die Profis ziemlich einig. Niall Ferguson hat eine kleine Auswahl derartiger „biases“ zusammengestellt.

- (a) *Der Verfügbarkeitsbias* (availability bias): Wir stützen uns oftmals bei Entscheidungen auf Informationen, die unserem Gedächtnis leichter zur Verfügung stehen als auf diejenigen Daten, welche wir tatsächlich brauchen aber schwerer zugänglich sind.

- (b) *Der Bias des Rückblicks* (hindsight bias): Wir schreiben den Ereignissen eine höhere Eintrittswahrscheinlichkeit zu, nachdem sie eingetreten sind als vor ihrem tatsächlichen Erscheinen.
- (c) *Der Bias durch Induktion* (the problem of induction): Pseudoregeln der Induktion können uns dazu verleiten, allgemeine Regelmäßigkeiten auf der Grundlage unzureichender Information zu behaupten.
- (d) *Der Fehlschluss der Konjunktion* (the fallacy of conjunction): Bei hoher Eintrittswahrscheinlichkeit von Ereignissen überschätzen wir die Möglichkeit, dass sie *alle* geschehen werden, bei niedriger Eintrittswahrscheinlichkeit neigen wir eher zur Unterschätzung dieser Möglichkeit.
- (e) *Der Bias der Bestätigung* (confirmation bias): Wir suchen für eine Hypothese eher bestätigende als sie falsifizierende Belege.
- (f) *Der Bias der Kontamination* (contamination effects): Wir lassen es zu, dass irrelevante, aber naheliegende Informationen eine Entscheidung beeinflussen.
- (g) *Vernachlässigung des Geltungsbereiches* (scope neglect): Sie hindert uns daran, die Annahmen, die wir aufgeben sollten, in ein proportional angemessenes Verhältnis zu Einsichten anderer Größenordnung zu setzen.
- (h) *Selbstüberschätzung bei der Abwägung* (overconfidence in calibration): Wir unterschätzen oftmals die Konfidenzintervalle, innerhalb denen unsere Schätzungen „robust“ sind.
- (i) *Die Apathie des Gaffers* (bystander apathy): Wir verspüren unsere Verantwortung oftmals nicht, wenn wir uns in einer Menge befinden.¹¹⁴

Diese Liste von Störfaktoren der Objektivität enthält sicher auch Einiges von dem, was Nietzsche als das „Menschlich-Allzumenschliche“ im Wissenschaftsbetrieb beschrieben hat. Gegenüber Erkenntnishindernissen dieser Art kann sich mit aller Wahrscheinlichkeit nicht einmal derjenige Wissenschaftler gleichgültig zeigen, welcher Paul K. Feyerabends berühmten Spruch: „Anything Goes“ als Plädoyer für die Freiheit der Willkür bei der wissenschaftlichen Arbeit missverstanden hat. Auf der ganz allgemeinen Ebene menschlich-allzu menschlichen Verhaltens wird wohl kaum jemand die Ansicht ernsthaft bestreiten, dass ein „bias“ in der Form ethnischer, politischer, religiöser oder sonstiger *Vorurteile* die „objektive“ wissenschaftliche Sicht der Dinge grundsätzlich trübt und daher zu beseitigen ist. Die Liste solcher die Objektivität des Wissens *beeinträchtigender* allgemeiner Störfaktoren ist ellenlang. Es gibt aber auch eine Fülle *erkenntnisfördernder* Urteile, die vorgängig und unverzichtbar sind. Sie sollten jedoch vernünftigerweise „Vorverständnis“ und nicht „Vorurteil“ genannt werden. Dazu fallen einem umstandslos so weitgehend unkontroverse epistemische Tugenden wie etwa „Wahrheitsliebe“ oder „Genauigkeit“ ein. Auch ein *vor* aller Überlegung, *vor*

¹¹⁴ N. Ferguson: *The Ascent of Money. A Financial History of the World*, London 2008; S. 345 f.

allen Beweis- oder Begründungsversuchen einfach so dahingestelltes Tatsachenurteil bedeutet an sich noch kein Vorurteil im ideologiekritischen Sinn, sondern kann sich später als eine brauchbare Hypothese oder als „spontaner Einfall“ herausstellen. Mehr noch: Ein artikuliertes Vorverständnis kann geradezu eine Bedingung von „Objektivität“ sein. Als „Perspektive“ ist es unvermeidlich. Umgekehrt wird ein „Vorverständnis“ in der Gestalt einer in der ersten Stellung des Gedankens stur dogmatisch vertretenen Theorie mit Recht als ein Störfaktor von „Objektivität“ angegriffen. Die entscheidende Frage ist und bleibt jedoch, wie sich die Objektivität beeinträchtigende, nicht zuletzt ideologische Vorurteile von Inhalten unterscheiden lassen, die als Bedingungen von Objektivität gelten können? Vor allem in 80er und 90er gibt es bei prominenten Vertreterinnen des Feminismus eine Diskussion über „Objektivität“, die sowohl übersichtliche Beispiele zur Beantwortung dieser Frage als auch für eine Reihe von Problemen liefern, wovon Antwortversuche grundsätzlich stehen.

(II/6): Objektivität, Ideologie und patriarchalische Vorurteile.

Einen besonders nachhaltig verzerrenden Einfluss auf „objektive“ Wissensansprüche übt selbstverständlich die Bindung des Denkens und Handelns an eine womöglich mit fundamentalistischem Eifer, wenn nicht mit Gewaltbereitschaft verfochtene Ideologie aus. Kein Wunder also, dass Objektivitätsdiskussionen unmittelbar in Ideologiekritik übergehen können. Nur, was dem einen eine erkenntnisleitende Perspektive, kann dem anderen eine erkenntnisverzerrende Ideologie sein. Es taucht ein an die Unterscheidung der erkenntnisstörenden von den erkenntnisfördernden Faktoren anschließendes Schlüsselproblem auf: Nach welchen Kriterien soll man die unvermeidlicher Weise von gesellschaftlichen Wertideen gesteuerte Perspektive auf Sachverhalte von der *ideologischen* Trübung des Tunnelblicks unterscheiden? Eine der kürzesten und prägnantesten Definitionen von „Ideologie“ findet sich bei John B. Thompson:

„Ideologie, ganz allgemein gesagt, *bedeutet Sinngehalte im Interesse der Macht.*“¹¹⁵

Sinngehalte, also Ideen, Bilder, Bewusstseinsinhalte, Begriffe, Aussagensysteme (Diskurse), welche Macht und Übermacht verschleiern oder zur einschüchternden Schau stellen, vor allem aber: dem Erhalt oder der Erweiterung von Macht und Privileg dienen, können als „Ideologie“ bezeichnet werden. Es empfiehlt sich dabei nach meiner Auffassung allerdings „Macht“

¹¹⁵ J. B. Thompson: *Ideology and Modern Culture*, Oxford 1990, S. 7.

von „Kompetenz“ zu unterscheiden.¹¹⁶ „Kompetenz“ betrifft das Können, die Fähigkeit, etwas zu vollbringen. „Macht“ im Sinne Max Webers ist hingegen Ausdruck der Chancen, den eigenen Willen im Grenzfall auch gewaltförmig gegen den Willen und Widerstand anderer Personen und/oder Gruppen durchsetzen zu können. Macht wird durch die Verbreitung und Akzeptanz von „Legenden“ bei ihren Adressaten als Herrschaft stabilisiert. „Macht“ kann sich aber auch als „stummer Zwang der Verhältnisse“ (Marx) bemerkbar machen, dem selbst diejenigen unterworfen sind, welche andererseits von den verdinglichten Verhältnissen am meisten profitieren. „Macht“ im politischen Sinne liefert also das Kriterium für die Trennung alternativer Perspektiven von ideologischen „Weltanschauungen“.¹¹⁷

Exemplarisch kann man – wie gesagt – den Übergang von wissenschaftstheoretischen Diskussionen über Objektivität in Ideologiekritik anhand von (ausgewählten) Arbeiten einiger Vertreterinnen der „feministischen Wissenschaftstheorie“ studieren.¹¹⁸ Es geht um Sinngehalte, die im Interesse einer historisch durchgängigen Herrschaftsordnung, der des Patriarchats verbreitet werden. Der wissenschaftstheoretische Anspruch der Autorinnen besteht darin, „aus der Optik“ – ich denke, das heißt: aus einer als ideologiefrei verstandenen *Perspektive* –, „maskulinistische Verzerrungen des Unternehmens >>Wissenschaft<< sichtbar“ zu machen.¹¹⁹ Die verschiedenen, ihrerseits bei ihren Vertreterinnen kontroversen Ansätze der feministischen Wissenschaftstheorie haben dann entscheidende Beiträge zur Begründung und Entwicklung der sog. „post-positivistischen“ Philosophie und Soziologie gegen Ende des 20. Jhs. geleistet.

1978 hält Sandra G. Harding auf der Biennale der „Philosophy of Science Association“ einen Vortrag mit dem Titel: „Vier Beiträge, die Werte zu der Objektivität der Sozialwissenschaft leisten können“.¹²⁰ Ihre Darstellung weist damals noch unterschwellige Verbindungslinien zu Webers Konzept der „Wertbeziehung“ auf, während sie diesen Rahmen später mit einem großen Projekt zur feministischen Wissenschaftstheorie aufsprengt. Ich möchte hier einerseits nur – wie im Falle der Forman-Studie (Teil I) – die latenten Verbindungslinien zu Weber nachzeichnen, andererseits einige Konsequenzen anführen, welche das Verlassen dieses Rahmens für die Darstellung von „Stellungen des Gedankens zur Objektivität“ haben kann.

¹¹⁶ Auf diese notwendige Unterscheidung zielt wohl auch Evelyn Fox Keller mit der Frage: „Sind Kontrolle und Herrschaft wesentliche Elemente der Kompetenz und gehören sie untrennbar zum Ich, oder sind sie Korrelate eines entfremdeten Ich?“ E. Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, in: E. List und H. Studer: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt/M 1989, S. 290.

¹¹⁷ „Macht“ und „Herrschaft“ werden in diesem Falle im Anschluss an Max Weber definiert.

¹¹⁸ Vgl. Sandra Harding: *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg 1986.

¹¹⁹ Evelyn Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, in: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt/M 1989, S. 281.

¹²⁰ S. Harding: *Four Contributions Values can make to the Objectivity of Social Science*, in: „*Philosophy of Science Association*“ (PSA), Vol. 1 (1978), S. 199 ff.

In ihrem Vortrag geht die Autorin von der „Neutralitätsthese“ Rudolf Carnaps aus. Für Carnap ist es – wie für die meisten Neo-Positivisten – selbstverständlich, dass die Wissenschaft sich „neutral im Hinblick auf praktische Ziele verhalten (müsse), ob es sich nun moralische Ziele für das Individuum oder politische Ziele für eine Gesellschaft“ handelt.¹²¹ Gleichwohl kann man fragen, welche Wertentscheidungen Wissenschaftler *als* Wissenschaftler treffen *sollten*. Die These von Frau Harding lautet, ein „bias“ entstehe (u.a.) durch die mangelnde Rücksicht auf bestimmte Werte, welche die *Objektivität* wissenschaftlicher Aussagen steigern. Aber welche Werte sind gemeint, worin besteht die Steigerung der Objektivität und was wird überhaupt unter „Objektivität“ verstanden?

Für Sandra Harding versteht sich „Objektivität“ ähnlich wie bei Galison und Daston als eine Einstellung von Forschern und nicht primär als Ausdruck der Wahrheit von Aussagengehalten (*propositions*). Dennoch sagt sie doppeldeutig, es handele sich mithin um eine „Haltung gegenüber den Bedingungen, unter denen eine Hypothese als wahr oder falsch angesehen werden kann.“¹²² Der Wahrheitsbegriff taucht mal wieder geradezu zwangsläufig auf. Verlangt wird z.B. eine Haltung, welche zu Einwänden gegen Ergebnisse der eigenen wissenschaftlichen Arbeit geradezu ermuntert. Darüber hinaus muss man bereit sein, aufgrund der Kritik an seinen Forschungsergebnissen weitere Untersuchungen anzustellen. Diese an Poppers Falsifikationsprinzip erinnernde Attitude fördert die Einsicht in regelmäßige Ereigniszusammenhänge in der Außenwelt, auch wenn keine noch so „objektive“ Einstellung die wahre Erkenntnis felsenfest verbürgen kann. Auf diesem Hintergrund unterscheidet Sandra Harding vier Arten von Beiträgen, welche die sozialen Wertideen einer Forscherperson zur Objektivität in den Sozialwissenschaften beitragen können:

1. *Identifizierende Werturteile.*
2. *Aktorkritische Werturteile.*
3. *Untersucherkritische Werturteile.*
4. *Gesellschaftskritische Werturteile.*

Ad 1: Identifizierende Werturteile:

Soziale Handlungen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit erweisen sich als grundsätzlich wertbezogen. Wir stecken uns nicht nur Ziele, sondern orientieren uns bei unserem Tun ständig an verschiedenen Normen, Regeln und Kriterien. Der wissenschaftliche Beobachter kann einen Ereigniszusammenhang daher nicht als „Fußballspiel“ identifizieren und untersuchen, wenn er nicht seinerseits die Ziele kennt, wonach 22 buntbehoste Menschen streben und andererseits

¹²¹ Vgl. a.a.O.; S. 199.

¹²² A.a.O.; S. 200.

keine der Regeln versteht, die ihre merkwürdige Praxis steuern. Er selbst muss allerdings nicht unbedingt zauberhaft mit dem Ball umgehen können.

„Also muss der Beobachter zuerst ein gewisses Spektrum sozialer Begriffe (d.h. moralisch-politischer Konzepte) als Teil seines eigenen Wertesystems verstehen und zweitens bereit sein, ein Urteil zu fällen, wann das Verhalten der anderen durch diese sozialen Begriffe strukturiert wird.“¹²³

Das deckt sich haargenau mit Max Webers Modell der Rückvermittlung der Perspektiven der Mitglieder einer Forschergemeinschaft an Wertideen in der historischen Wirklichkeit (Teil I).¹²⁴

Ad 2: Aktorkritische Werturteile.

Das Studium einer Handlung und/oder eines Handlungszusammenhanges verlangt normalerweise mehr als die Identifikation und die Klassifikation beobachtbaren Geschehens. Dabei macht sich vor allem die Differenz zwischen „subjektiver Zweckrationalität“ und „objektiver Richtigkeitsrationalität“ (Weber) bemerkbar. Wie Frau Harding dies ausdrückt:

„Und viele Handlungen, die dem Akteur als völlig rational vorkommen, erscheinen dem Beobachter als irrational.“¹²⁵

Wahrscheinlich bedeutet „rational“ hier wie bei Weber in erster Linie „zweckrational“. Wenn der Beobachter jedoch zwangsläufig auf „moralisch-politische Konzepte“ (s.o.) zurückgreifen muss, die seiner Kulturwirklichkeit entstammen, hängen wieder einmal viele Probleme an den Wertmaßstäben, womit sich die Perspektiven des Beobachters vermitteln. Unterliegt er einem „bias“, indem er alles im engen Licht seiner eigenen Kultur bzw. seiner Wertbeziehungen in dieser kritisch beäugt oder kann er auf allgemeine (universelle; überregionale) Maßstäbe der Vernunft zurückgreifen? Außerdem wird vom Beobachterstandpunkt aus oftmals der Anspruch erhoben, regelmäßige Ereigniszusammenhänge zu entdecken, welche den Erfahrungen und dem Wissen der Akteure in der Alltagswelt bislang nicht zugänglich waren.

„Der Sozialwissenschaftler greift auf seine heimischen Werte (!) zurück, um die *wirklichen* Regelmäßigkeiten und die ihnen zugrundeliegenden Determinanten zu entdecken, Regelmäßigkeiten, welche für die Akteure nicht sinnfällig waren.“¹²⁶

¹²³ S. Harding: Four Contributions ..., a.a.O.; S. 202.

¹²⁴ Vgl. Teil I dieser Seminarunterlagen.

¹²⁵ S. Harding: Four Contributions ..., a.a.O.; S. 203.

¹²⁶ A.a.O.; S. 203.

Ad 3: Untersucherkritische Werturteile.

Dieser Typus von Wertideen erhöht nach Sandra Harding die Objektivität sozialwissenschaftlicher Urteile dadurch, dass er alternative Wertesysteme der eigenen Kultur aufdeckt, welche die Wahl von Theorien und Begriffssystemen von Forschern beeinflussen. Das entspricht einer der Strategien der „Wertdiskussionen“ bei Weber.

Ad 4: Gesellschaftskritische Werturteile.

Um die Objektivität der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis zu fördern, müssen Wissenschaftler offen sein für andere moralische und politische Wertideen als die eigenen. Sie müssen geradezu nach diesen Alternativen suchen und die eigenen Ansichten für Überprüfungen an Unterschieden und Gegensätzen offen halten. Nur dadurch gewinnen sie ein Stück Einsicht in die tatsächliche Rolle von Wertideen in einer Kultur. Doch darüber hinaus müssen sie sich innovative Alternativen zu den Orientierungen ausdenken, die gesellschaftlich im Umlauf sind. So gesehen „muss der Sozialwissenschaftler aus erkenntnistheoretischen Gründen den Versuch machen, seinerseits Wertideen zu entwickeln, welche Alternativen zu den vorherrschenden Werten einer Gemeinschaft darstellen.“¹²⁷ Da hätte Weber wahrscheinlich nicht mitgespielt.

Auch Sandra Harding betont – wie Weber – die besondere Rolle von Perspektiven und Erkenntnisinteressen in den Sozialwissenschaften. Um z.B. ein Phänomen als *religiöse* Zeremonie identifizieren zu können, muss der Beobachter zwar nicht seinerseits religiös, aufgrund der Kenntnis von Regeln einer gemeinsamen Kultur jedoch in der Lage sein, religiöse Praktiken von anderen zu unterscheiden. Gleichzeitig machen sich die verschiedenen Erkenntnisinteressen hinsichtlich der Untersuchungsgegenstände der Forschung bemerkbar. Und „Interessen unterscheiden sich nicht nur voneinander; sie stehen wesentlich in einem Gegensatz zueinander, der sich bei Wahrnehmungen von verschiedenen Stellungen im Raum nicht auftut.“¹²⁸ Man muss sich daher in den Sozialwissenschaften Informationen möglichst von allen relevanten Stellungen im sozialen Raum bzw. im Feld einflussreicher Interessen verschaffen – soweit wir an sie herankommen; denn *alles*, was im Umlauf ist, lässt sich wahrlich nicht erfahren.

Bis zu diesem Punkt bewegt sich Frau Harding nach meinem Eindruck ziemlich genau im Rahmen der Weberschen Lehre von der Wertbeziehung der Forschung und ihrer Abhängigkeit von Erkenntnisinteressen. Den Übergang zu genuin *gesellschaftskritischen* Werturteilen sucht sie in ihrem Aufsatz mit dem Hinweis

¹²⁷ A.a.O.; S. 206.

¹²⁸ A.a.O.; S. 207.

auf Gruppen in der Gesellschaft, die ihre Interessen nicht so eindeutig artikulieren, geschweige denn durchsetzen können.

„Eben diese Lagen sind in der Hinsicht politisch randständig, dass diejenigen Leute, welche sich in diesen Interessenlagen befinden, selten gehört werden ... Daher hat der Sozialwissenschaftler aus erkenntnistheoretischen Gründen ein Interesse daran, die Diskussion über moralische und politische Themen in seiner eigenen Gesellschaft zu vertiefen und dabei sicher zu stellen, dass diejenigen in der Gesellschaft, welche Gründe dafür haben mögen, sich gegenüber den vorherrschenden Hypothesen kritisch zu verhalten, die Gelegenheit finden, ihre alternativen Begriffsschemata und die `Tatsachen` zu präsentieren, die von diesen herausgehoben werden.“¹²⁹

Auf welche Werte stützt sich *dieses* Interesse? Eine Art Maßstabsproblem einer kritischen Theorie. Überlegungen wie die referierten weisen noch nicht die ganze ideologiekritische Schärfe auf, welche für spätere Arbeiten aus der Frauenbewegung, nicht zuletzt auch für die Arbeiten von Sandra Harding charakteristisch sind. Ihre Schrift zur „Feministische(n) Wissenschaftstheorie“ sowie ein Aufsatz von Mary E. Hawkesworth sind vorzüglich geeignet, wesentliche Stellungen des Gedankens zur Objektivität sowie Argumente zusammenzufassen, welche gegen die eine oder die andere daran anschließender Varianten aufgeboten werden.¹³⁰

Das Kernproblem einer feministischen Wissenschaftstheorie fasst Evelyn Fox Keller in Form einer Frage zusammen:

„Besteht ein Konflikt zwischen unserem Bekenntnis zum Feminismus und unseren Verpflichtungen als Wissenschaftlerinnen.“¹³¹

Diese Frage berührt natürlich unmittelbar das Problem der „Objektivität“ von Aussagen und Aussagensystemen – und das heißt: nicht zuletzt der jeweils eigenen! So stellt *eine* Variante der feministischen Wissenschaftskritik an der Biologie nach Sandra Harding oftmals „das gesamte methodologische Ethos von Objektivität, Wertfreiheit, leidenschaftsloser Forschung usw. in Frage, behauptet aber zugleich, objektive, wertfreie und leidenschaftslose Tatsachen über Natur und Gesellschaft vorzubringen.“¹³² Es gibt also auch im feministischen Diskurs ein Wissenschaftsverständnis, das mit Annahmen wie der (a) arbeitet, es gäbe

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Vgl. S. Harding: *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg 1990 und Mary E. Hawkesworth: *From Objectivity to Objectification: Feminist Objections*, in: A. Megill: *Rethinking Objectivity*, Durham and London 1994, S. 151 ff. Vgl. Auch E. Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, in: E. List und H. Studer (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt/M 1989, S. 281 ff.

¹³¹ E. Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, a.a.O.; S. 281.

¹³² S. Harding: *Feministische Wissenschaftstheorie*, a.a.O.; S. 107 f.

„eine wertfreie, rein wissenschaftliche Forschung“ und (b) davon ausgeht, es könnten in der wissenschaftlichen Praxis „angemessene Verwendungsweisen von unangemessenen Verwendungsweisen“ des wissenschaftlichen Wissens unterschieden werden – mit dem Zusatzproblem, nach welchen Kriterien denn das angemessene vom unangemessenen Denken zu unterscheiden und das feministische zu favorisieren sei.¹³³ Um in dieser Hinsicht einen Schritt weiter zu kommen, setzt sich Mary Hawkesworth mit verschiedenen Positionen auseinander, bei denen die Autorinnen von einem zwangsläufigen Zusammenhang zwischen *Objektivität* und *Objektivierung* (Vergegenständlichung, Verdinglichung) ausgehen. Mit dieser Diskussion kommt auch ein radikaler Ideologieverdacht gegen das Objektivitätspostulat zum Zuge. M. Hawkesworth beschreibt ihn anhand dreier fundamentaler Modelle feministischer Wissenschaftskritik:

- (1) *Das Kontaminationsmodell*: Es geht in seinen entschiedensten Fassungen davon aus, jeder Anspruch auf „Objektivität“ müsse in einer (z.B. szientistischen) Verdinglichung (*objectivation*) ausmünden. „Nach dem Kontaminationsmodell verknüpft eine psychologische Notwendigkeit Objektivität mit der Vergegenständlichung“ des Bewusstseins.¹³⁴
- (2) *Das Kommodifizierungsmodell*: Hier wird die Verdinglichung des Bewusstseins auf die Universalisierung der Warenform im Kapitalismus zurückgeführt. Bei der Norm der Objektivität lässt sich das am Gebot der Zurückdrängung der „persönlichen Ungleichung“ der Forscherinnen und Forscher ablesen (Dastons und Galisons „mechanische Objektivität“). Es kommt eine Art „desensualisierte“ Rolle der Beobachter heraus. „Das Kommodifizierungsmodell legt die Vermutung nahe, dass die Suche nach Objektivität notwendigerweise eine umfassende Verdinglichung hervorriefe, welche notwendigerweise durch die Imperative der kapitalistischen Gesellschaft erzeugt wird.“¹³⁵
- (3) *Das Reduktionismusmodell*: Dieses Modell führt die zwangsläufige Tendenz zur Verdinglichung des Bewusstseins von Wissenschaftlern auf „methodologische Techniken zurück, die das Quantifizierbare, das Messbare und Wiederholbare bevorzugen.“¹³⁶ Durch die Orientierung an einem im Kontext exakter Methoden Objektivitätspostulat wird die Bedeutung persönlicher Bestimmungen des Subjekts, des Einfühlungsvermögens, der Sensibilität für Differenz und Vielfalt, die Rücksicht auf Alternativen folgenreich unterschätzt (Dastons und Galisons „strukturelle Objektivität“). Denn „zentral für Objektivierung ist

¹³³ A.a.O.; S. 19.

¹³⁴ M. Hawkesworth: *From Objectivity ...*, a.a.O.; S. 159.

¹³⁵ A.a.O.; S. 161.

¹³⁶ A.a.O.; S. 158.

die Distanzierung des Forschers von dem zu untersuchenden Phänomen.¹³⁷

Alle drei Modelle gehen in der Darstellung durch Frau Hawkesworth davon aus, dass die Orientierung an der Norm der Objektivität zwangsläufig zur Verdinglichung des Bewusstseins führen müsse, weil sich dabei unter anderem die männliche Insensibilität für das Sensible bemerkbar mache. „Der Erkennende muss sein Selbst depersonalisieren“ und dem entspricht eine ausgesprochen männliche Haltung – so lautet jedenfalls die zentrale These des Kontaminationsmodells.¹³⁸

„Objektivität“, so hat sich immer wieder gezeigt, ist eine äußerst vielschichtige Kategorie. Wenn „Objektivität“ als „Wahrheit“ gelesen wird, dann wäre es die durchgängige These dieser drei Modelle, die Suche nach Objektivität als Wahrheit münde zwangsläufig in das verdinglichte (ideologische) Bewusstsein aus. Das würde dann allerdings für alle Aussagen gelten, mit denen ein Geltungsanspruch auf Wahrheit verbunden ist. Auch für diejenigen, welche einen notwendigen Zusammenhang zwischen Wahrheit und Verdinglichung konstruieren. Demzufolge scheinen nur entweder die postmoderne Hemdsärmeligkeit und/oder der Relativismus als Positionen übrig zu bleiben. Postmoderne Hemdsärmeligkeit macht sich bemerkbar, wenn der Versuch argumentativer *Begründung* und *Überzeugung* selbst als eine subtile Strategie der *Überredung* gedeutet wird. Ein Diskurs wäre demnach nicht wahr oder falsch, sondern durchsetzbar oder nicht – je nach der Durchschlagskraft des Willens zur Macht (vgl. den Abschnitt *II4*). Der entschlossene Relativismus geht hingegen davon aus, die Wahrheit einer Aussage sei „relativ“ in Bezug auf x. „x“ kann – wie schon gezeigt wurde – was ganz Verschiedenes bedeuten: eine Person, eine Gruppe, eine Subkultur, eine Klasse, Schicht, ein Milieu, eine ganze Kultur, ein „Kulturkreis“ wie Europa („Eurozentrismus“), eine bestimmte historische Epoche („der Geist der Renaissance“), „die Geschichte“, *auch das Geschlecht* – man hat da die freie Auswahl. Doch die beiden hier kommentierten Autorinnen vertreten weder die These, es gäbe einen notwendigen Zusammenhang zwischen Objektivität und Objektivierung (Vergegenständlichung), noch hegen sie besondere Sympathien für den Relativismus. So wendet sich Sandra Harding nicht nur gegen die Verwechslung des Relativismus mit einem „erkenntnistheoretischen Skeptizismus“ sowie der „Anerkennung des hypothetischen Charakters aller wissenschaftlichen Behauptungen“, sondern stellt ebenfalls fest, dass viele Feministinnen ihre „alternativen Beschreibungen und Erklärungen natürlicher und sozialer Phänomene als tatsachengebunden oder wahr – und nicht einfach als von einer anderen Kultur abhängig“ behandeln.¹³⁹ Für Mary Hawkworth wirft die

¹³⁷ A.a.O.; S. 163.

¹³⁸ A.a.O.; S. 161.

¹³⁹ S. Harding: Feministische Wissenschaftstheorie, a.a.O.; S. 25 und S. 108.

radikalisierte Objektivitätskritik ein gleichermaßen schwerwiegendes Problem auf:

„Die intellektuelle Gefahr liegt in der Sichtweise von Wissenschaft als einem bloß sozialen Produkt; damit löst sich Wissenschaft in Ideologie auf, und die Idee der Objektivität verliert ihren eigentlichen Sinn. In dem sich daraus ergebenden kulturellen Relativismus wird der modernen Wissenschaft jede emanzipatorische Funktion abgesprochen, und die Entscheidung über Wahrheitsfragen wird dem Bereich der Politik überantwortet.“¹⁴⁰

Damit ergibt sich zwangsläufig die nächste Frage, welche Dimensionen des Objektivitätsbegriffes mit der Idee einer „emanzipatorischen Funktion“ der Wissenschaften zusammenhängen? Zurückgewiesen werden von den hier kommentierten Autorinnen all jene Bestimmungen von „Objektivität“, welche zu den vielfältigen Merkmalen der „ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität“ gerechnet werden können. So vor allem sämtliche Varianten des „Szientismus“ – S. Harding wählt stattdessen das Wort „Naturalismus“ –, also derjenigen Denkweisen, welche sich an einem bestimmten Bild der Naturwissenschaften und der naturwissenschaftlichen Methoden orientieren. Diesen geht es z.B. darum, „die der Physik unterstellten leidenschaftslos-objektiven Methoden nachzuahmen.“¹⁴¹ Man kann die entsprechende Denkungsart im Anschluss an Heinz Steinert auch als „rechthaberischen Realismus“ charakterisieren, wobei sich die Rechthaberei – was sich gegenwärtig beispielsweise an der als Pseudophysik auftretenden neoklassischen Wirtschaftslehre ablesen lässt – zum knochentrockenen Dogmatismus steigern kann. Der rechthaberische Realismus ist *monistisch*. Es gibt für ihn nur die eine objektive, wahre Perspektive auf den Gegenstandsbereich:

„Wir haben uns im Alltag wie im Alltag der Wissenschaft an ein „rechthaberisches“ Modell von „Wahrheit“ gewöhnt: Es gibt *eine* und nur eine Wahrheit über die Dinge der Welt. Die steht uns zwar (gut Popperianisch) nur negativ zur Verfügung, indem wir nur zeigen können, was falsch ist – was an Wissen wir für zutreffend halten und was sogar „funktionieren“ mag, gilt nur bis auf „Widerruf“, kann vom Fortschritt der Wissenschaft überholt und widerlegt werden. Trotzdem ist da in diesem „rechthaberischen“ Modell irgendwo am Ende der Geschichte und der

¹⁴⁰ E. Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, a.a.O.; S. 286.

¹⁴¹ S. Harding: *Feministische Wissenschaftstheorie*, a.a.O.; S. 87. Daher ist „der feministische Vorwurf männlicher Einseitigkeit zwar für die normale Wissenschaft bedrohlicher als die Forderung nach Gleichberechtigung, doch scheinen die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – ob sie nun feministisch sind oder nicht – davon auszugehen, dass er die Physik, die Chemie und das wissenschaftliche Weltbild nicht trifft (und auch gar nicht treffen kann).“ A.a.O.; S. 85.

Wissenschaft eine wirkliche Wirklichkeit, an die wir mit unseren Erkenntnisvermögen nur nicht herankommen.“¹⁴²

Diese Aussage erinnert an Rortys Kritik an Modellen einer langfristigen Approximation der wissenschaftlichen Arbeit in Forschergemeinschaften an die Wahrheit. Es hat sich an den verschiedensten Stellen gezeigt: Zum rechthaberischen Realismus als einer Erscheinungsform der ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität gehört das Postulat der Selbstdurchstreichung. Es geht um die Verdrängung von Subjektivität aus dem Erkenntnispiel. Dementsprechend finden sich nach S. Harding auch im Feminismus Denkweisen, die davon ausgehen, ein männlicher „bias“ ließe sich durch „strikttere Anwendung der bereits existierenden methodologischen Normen wissenschaftlicher Untersuchung“ korrigieren.¹⁴³

Bei der zweiten Stellung des Gedankens zur Objektivität geht es nicht nur darum, den konstruktiven Anteile des erkennenden Subjekts beim Machen von Erfahrungen und dem Gewinnen von Erkenntnissen Rechnung zu tragen, es geht auch um die Berücksichtigung *verschiedener* möglicher Perspektiven auf die nämlichen Gegebenheiten. Wenn aber die Verschiedenheit der Perspektiven von Individuen und Gruppen gleichsam konstitutiv für Erkenntnis ist und der Sachverhalt, dass Aussagen unter einer Perspektive gemacht werden nicht zwangsläufig bedeutet, dass sie *falsch* sind, bedeuten Verschiedenheiten und Gegensätze weiblicher und männlicher Blickwinkel auf einen konkreten Fall nicht automatisch das Problem! Beide *können* wahr, beide *können* im Angesicht der spezifischen Problemlage falsch sein! Daher kann nicht das eine, alles erfassende Sprachspiel das Ziel „objektiven“ Denkens sein, sondern „Objektivität“ setzt geradezu eine Haltung der Offenheit gegenüber all dem voraus, was sich der einen Perspektive entzieht und in einer möglichen anderen an den Gegebenheiten aufscheinen könnte. Die feministische Kritik an maskulinen Betrachtungsweisen, Normbindungen sowie an Beispielen eines maskulinen Welt- und Wissenschaftsverständnisses versteht sich von daher viel überzeugender als *Ideologiekritik*, als Kritik an *patriarchalischen* Denk- und Aktionsmustern. Es geht zum Beispiel um „die Beseitigung androzentrischer Verzerrungen im Denken und Handeln.“¹⁴⁴ Genau mit diesem Anspruch hat die feministische Wissenschaftskritik eine Reihe von naturwüchsigen Naturwissenschaftlern so sehr erschreckt, dass sie in den *science wars* der jüngeren Vergangenheit nicht nur die Vertreter der Edinburger Schule der (Natur-)Wissenschaftssoziologie oder kritische Theoretiker der verschiedensten Art, sondern nicht zuletzt auch Feministinnen ins Visier genommen haben. Diese reagierten mit Antworten wie der folgenden:

¹⁴² H. Steinert: Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen, in ders. (Hrsg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung, Studentexte zur Sozialwissenschaft Bd. 14, Frankfurt/M 1998, S.67.

¹⁴³ S. Harding: Feministische Wissenschaftstheorie, a.a.O.; S. 22.

¹⁴⁴ A.a.O.; S. 114.

„Die aus feministischer Sicht entscheidenden ideologischen Komponenten sind dort zu finden, wo Objektivität mit Autonomie und Maskulinität, und dementsprechend das Ziel von Wissenschaft mit Macht und Herrschaft in Zusammenhang gebracht wird.“¹⁴⁵

Die gute alte Anschlussfrage taucht auch wieder einmal auf: Wovon hat dann ein Denken auszugehen habe, das weder monistisch noch „rechthaberisch realistisch“, relativistisch etc. angelegt ist und schon gar nicht – was einen durchgängigen Anspruch vieler Vertreterinnen gerade der feministischen Wissenschaftstheorie darstellt – bei dichotomisierten und starr dualistischen Perspektiven stehen bleiben will? Wovon kann ein solches Denken ausgehen, wenn es sich nicht in die Beliebigkeiten des Postmodernismus verlieren will, sondern sich Ideologiekritik zutraut? Nochmals: „Ideologie“ im Allgemeinen durchzieht jedes Denken, das im Interesse von Macht, Herrschaft und angeblichen Sachzwängen operiert. Die feministische Kritik zielt auf diese Implikationen der verschiedenen patriarchalischen Ideologien. Dabei stellt es für mich keinen Zufall dar, dass verschiedene feministische Wissenschaftstheoretikerinnen diese Frage ausdrücklich im Rückgriff auf Prinzipien bearbeiten wollen, die zur „dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität“ gehören.

Sandra Harding: Es „gibt ... in jenen Forschungsbereichen, welche von Anfang an den der Physik zugeschriebenen Grad von Objektivität angestrebt haben, androzentrische Verzerrungen, die nicht nur ganz konkret den begrenzten Zugang von Männern zur Welt der Frauen oder die Unsichtbarkeit gesellschaftlicher Analysen dieser Welt betreffen. Sie tauchen auch in äußerst abstrakten und von daher ganz unschuldig aussehenden Komponenten dieser Wissenschaften auf: in Konstitutionsmodellen gesellschaftlicher Ordnung und charakteristischer kultureller Tätigkeiten; in Annahmen über das Entsprechungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Akteuren und den ihnen zugewiesenen Rollen; in der bis dato unbemerkt gebliebenen und verdächtigen Übereinstimmung zwischen den Kategorien der Sozialwissenschaft und denen der Führungspersonalitäten des Industriekapitalismus; und schließlich sogar in Annahmen über die Bedeutung von gattung-internen Geschlechtsunterschieden und gattungsüberschreitenden Ähnlichkeiten zwischen den Geschlechtern.“¹⁴⁶ Zwei Beispiele dafür sehen so aus:

Evelyn Fox Keller: „Gerade diese Ideologie (die szientistischer und zugleich patriarchalischer Objektivitätsvorstellungen – J.R.) behauptet einen Gegensatz zwischen (männlicher) Objektivität und (weiblicher) Subjektivität und verneint die Möglichkeit einer Vermittlung zwischen beiden. Deshalb besteht der erste

¹⁴⁵ E. Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, a.a.O.; S. 287.

¹⁴⁶ S. Harding: *Feministische Wissenschaftstheorie*, a.a.O.; S. 111.

Schritt einer feministischen Kritik an den Grundlagen des wissenschaftlichen Denkens in einer begrifflichen Rekonstruktion von Objektivität als einem dialektischen Prozess. Erst dann wird es möglich sein, zwischen dem genuinen Bemühen um Objektivität und objektivistischen Illusionen zu unterscheiden.“¹⁴⁷
In der Tat!

Mary Hawkesworth: „Im Herzen dieses feministischen Konzepts der Objektivität steht ein Begriff der Wissensbildung als menschliche Praxis, ein Begriff, welcher die komplexe Interaktion zwischen traditionellen Annahmen, sozialen Normen, theoretischen Entwürfen, disziplinären Strukturen, linguistischen Möglichkeiten, emotionalen Dispositionen sowie kreativen Entwürfen anerkennt.“¹⁴⁸

Stellungnahmen zum Objektivitätsproblem wie diese spielen einerseits auf die von mir sog. „starke Vermittlungsthese“ an. Zur Erinnerung: Diese besagt, dass „äußere“ gesellschaftliche Bestimmungen (z.B. Wertideen) *in* die Semantik, Syntax und Pragmatik wissenschaftlicher Aussagensysteme eingehen, ohne dass diese damit *notwendigerweise* verfälscht, verkehrt, verdinglicht werden müssten (Teil I). Andererseits wird auf die Notwendigkeit verwiesen, die Rekonstruktion von Objektivität als einen „dialektischen Prozess“ durchzuführen. Für mich bedeutet dies, die Diskussion von der „dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität“ ausgehend zu führen. Auch diese Diskussionen werden ihrerseits perspektivisch fraktioniert und sehr kontrovers geführt. Aber in einem Dialektikprojekt steckt ihnen der *Zirkel der Referenz* einen gemeinsamen, allgemeinen und für das Objektivitätsproblem äußerst relevanten Rahmen ab. An diesen möchte ich zum Schluss noch einmal kurz erinnern.

(II/7): *Zur Grundstruktur des Zirkels der Referenz.*¹⁴⁹

„Referenz“ bedeutet die Bezugnahme einer Erkenntnisinstanz auf Gegenständlichkeit, auf etwas ihr selbständig Entgegenstehendes. „Referenz“ darf man wohl als ein, wenn nicht *das* Problem jeder Erkenntnistheorie behandeln. Wenn wir die jeweilige Erkenntnisinstanz – gleichgültig, wie sie in der Philosophiegeschichte interpretiert wird: ob als Vernunft, Geist, Gott, Ich, Subjekt, Bewusstsein, Sprache, Sprachspiel, Diskurs etc. – als *Subjekt* bezeichnen und den Erkenntnisgegenstand als *Objekt*, wird das Subjekt-Objektschema der Erkenntnis rein sprachlich über das historische „Bewusstseinsparadigma“ seit Descartes hinaus verallgemeinert. Doch genauso gut könnte man – wie derzeit eher üblich – von der Gegenüberstellung von

¹⁴⁷ E. Fox Keller: *Feminismus und Wissenschaft*, a.a.O.; S. 287.

¹⁴⁸ M. Hawkesworth: *From Objectivity to Objectification*, a.a.O.; S. 167.

¹⁴⁹ Vgl. dazu auch J. Ritsert: *Positionen und Probleme der Erkenntnistheorie*, Beitrag zum Projekt „Denkverhältnisse“ an der Uni Hannover, Kapitel 6.0, Frankfurt/M 2004.

Sprache (Denken) und Sein ausgehen.¹⁵⁰ Das Subjekt-Objekt-Modell im Allgemeinen steht natürlich auch hinter den von Hegel so genannten „Stellungen des Gedankens zur Objektivität“. Sucht man dabei nach einer vergleichsweise kurzen und prägnanten Beschreibung der schwierigen dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität, so findet sie sich nach meiner Auffassung in Johann Gottlieb Fichtes „Wissenschaftslehre“ (in der Fassung von 1794). Fichte beschreibt dort knapp und bündig das Vermittlungsverhältnis zwischen Subjekt und Objekt als eine Zirkelstruktur des erkenntnistheoretischen Gegenstandsbezugs, als eine Art *circulus fructuosus*. Als Ausgangspunkt der Frage nach der Grundstruktur der Referenz lässt sich bei Fichte die Suche nach dem „Grund“ der vom „Gefühl der Notwendigkeit begleiteten Vorstellungen“ wählen. Unter Vorstellungen, die vom „Gefühl der Notwendigkeit“ begleitet werden, sind Eindrücke zu verstehen, die wir über unsere Sinne „von draußen“, aus dem Objektbereich empfangen. Wir nehmen sie entgegen, wobei sie sich uns aus der Umwelt und aufgrund der Verfassung und Abläufe des eigenen Körpers gleichsam aufdrängen. Dies entspricht natürlich der „Rezeptivität der Sinne“ bei Kant. Daran wird die erkenntnistheoretische Grundfragestellung angeschlossen, woher unsere feste Überzeugung kommt, äußere Objekte („das Objekt“, bei Fichte: „das Nicht-Ich“) *stünden dem um Einsicht, Erkenntnis und wahre Urteile bemühten Empfindungs- und Denkvermögen der Menschen (Fichte: „dem Ich“) immer wieder und eigensinnig entgegen?* Schon Fichte geht davon aus, die vielfältigen und gegenläufigen Auseinandersetzungen mit den Problemen des „äußeren“ Gegenstandsbezugs ließen sich im Hinblick auf die Geschichte der Epistemologie in drei große Gruppen einteilen, d.h. auch: als drei Stellungen des Gedankens zur Objektivität beschreiben.

„Alles, dessen ich mir bewusst bin, heißt Objekt des Bewusstseins. Es gibt dreierlei Verhältnisse dieses Objekts zum Vorstellenden. Entweder erscheint das Objekt als erst hervorgebracht, durch die Vorstellung der Intelligenz (= Ich), oder, als ohne Zutun derselben vorhanden; und, im letzteren Falle, entweder als bestimmt, auch seiner Beschaffenheit nach; oder als vorhanden lediglich seinem Dasein nach, der Beschaffenheit nach aber bestimmbar durch die freie Intelligenz.“¹⁵¹

Schauen wir uns diese drei epistemologischen Grundpositionen etwas näher an: *Zur 1. Stellung des Gedankens bei Fichte:* Zunächst weist Fichte auf zwei elementare, einander entgegengesetzte Perspektiven der Erkenntnistheorie hin. Er nennt sie *Dogmatismus* und *Idealismus*.¹⁵² „Dogmatismus“ ist ein Ausdruck für die erste Stellung des Gedankens zur Objektivität. Er umfasst – wie wir gesehen haben – Positionen in der Geschichte der Epistemologie, welche vor

¹⁵⁰ Der an sich unabdingbaren Sphäre der Empfindungen und Wahrnehmungen trage ich hier im Interesse der Abkürzung keine Rechnung.

¹⁵¹ J. G. Fichte: Erste und zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre, Hamburg 1961, S. 13.

¹⁵² A.a.O.; S.

allem drei Grundmerkmale aufweisen: (a) Das Objekt wird wie das Kantische Ding als unabhängig von den Operationen der erkennenden Instanz (des Ich) Gegebenes behandelt (Sein an sich). Das bedeutet den realistischen Kern des Dogmatismus. (b) Das Problem der Referenz wird im Stile von wie immer auch schlichten oder komplexen Widerspiegelungstheorien angegangen, die davon ausgehen, die ansichseiende Objektwelt rufe die Eindrücke und Operationen des Ich mit Notwendigkeit kausal hervor. (c) Es wird – im Rahmen eines kumulativen Erkenntnisprozesses von Forschergemeinschaften – letztlich *ein* einheitliches System der wahren Aussagen über den Gegenstandsbereich angestrebt. Das ist das Monistische und eigentlich Dogmatische am Dogmatismus. In den Bereich des Dogmatismus fällt auch der naive Realismus der Alltagswelt, das von den Ethnomethodologen so genannte „mundane Denken“.¹⁵³ Nochmals: Aber wenn wir uns im Alltag nicht bei zahllosen Gelegenheiten als Realisten verhielten, hätten wir ganz erhebliche Probleme. Der Dogmatismus, sagt Fichte, „leugnet die Selbständigkeit des Ich, auf welche der Idealist baut, gänzlich ab, und macht dasselbe lediglich zu einem Produkt der Dinge, zu einem Akzidenz der Welt: der konsequente Dogmatiker ist notwendig auch Materialist“ – naiver Materialist, muss man wohl sagen.¹⁵⁴ Ein Beispiel dafür liefert aber auch der berühmte Spruch des Lockeschen Sensualismus:

„*Nihil est in intellectu quid non prius fuerit in sensu.*“
(Nichts ist im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre).¹⁵⁵

In der modernen Erkenntnistheorie stellt der *Physikalismus* eine Position dar, die mit all dem vergleichbare Merkmale aufweist. Dazu gehört etwa die Ansicht, alle Aussagen anderer Wissenschaften wie etwa die der Psychologie oder der Gesellschaftswissenschaften müssten sich in Aussagen einer physikalischen (mathematischen) Universalsprache übersetzen lassen, um als respektabel erscheinen zu können. Ansprüche wie diese verschränken sich nicht selten mit einer charakteristischen Ontologie. Sie nimmt bestimmte Wesenheiten als gegeben an, während sie andere als Ausdruck metaphysischer Mucken ihrer Urheber ausgrenzt. Viele Vertreter des Physikalismus wollen daher vor allem mit metaphysischen Gespenstern wie dem „Geist“ (in seiner konkreten Erscheinungsform als scheinbar eigenständige „mentale Phänomene“) aufräumen. „Das Ich“ sowie seine terminologischen Basen und Vettern wäre demnach für einen strengen Physikalismus nichts als das Produkt von Kausalgesetzen der Natur. Als hätte er es gehnt, sagt Fichte über ein zentrales Theorem des Dogmatismus:

¹⁵³ Von Hegel wird es in der „Phänomenologie“ als „erscheinendes Wissen“ bezeichnet.

¹⁵⁴ A.a.O.; S. 17.

¹⁵⁵ Dem gült G. W. F. Leibniz lakonisch hinzu: Außer dem Intellekt selbst!

„Ich selbst mit allem, was ich mein nenne, bin ein Glied in dieser Kette der strengen Naturnotwendigkeit.“¹⁵⁶

Wenn Fichtes Wanderer in der Finsternis eines noch nicht gelichteten Waldes angerufen wird: „Hallo, wer ist da?“, müsste er als exakter Wissenschaftler eigentlich mit einer komplexen Verbindung bio-chemischer Formeln oder mit der Angabe seiner DNS-Struktur antworten. Das „Ich“ als Hauptwort in der Sprache kürzt nur Verfahren dieser Art ab, und für die Feststellung, welcher ganz spezieller Geist da im Walde herumgeistert, liefert ohnehin das charakteristische *timbre* seiner Stimme einen hinlänglichen *physikalisch-empirischen* Anhaltspunkt (Indikator). Sonst ist eigentlich nicht mehr am „Ich“ dran.¹⁵⁷

Zur 2. Stellung des Gedankens bei Fichte: Epistemologische Positionen, welche „das Objekt als erst hervorgebracht durch die Vorstellung der Intelligenz“ betrachten, beschreibt Fichte als eine strikte Gegenposition zum Dogmatismus, die er als *Idealismus* bezeichnet. Diesem ist alles Sein Produkt einer überindividuellen denkenden Instanz, welche bei ihm „das Ich“ heißt. Des *absoluten Idealismus* ist Fichtes Werk selbst mit einem Nachdruck wie sonst nur noch im Hinblick auf Hegel gescholten worden. Beim einen ist es das gottgleiche Ich, beim anderen der gottgleiche absolute Geist, welcher das Sein „setzt“. In diesem extremen Falle erscheint das Objekt und/oder die Vielfalt der Objekte als nichts denn das Ergebnis konstruktiver Funktionen derjenigen Instanzen, welche an der Stelle *S* auf der philosophischen Bühne aufzutreten pflegen: Etwa als Produkte der Idee, des Geistes, der Vernunft, des Ich, der Sprache, des Diskurses. Der *radikale Konstruktivismus* stellt eine moderne und modische Version des absoluten Idealismus dar. Für die erste Stellung des Gedankens ist eine Selbstvergessenheit charakteristisch, die – wie gesagt – im Falle des alltagsweltlichen Realismus allerdings sehr oft lebensnotwendig ist. Die zweite Stellung besteht in der Aufhebung der Selbstvergessenheit durch die Wende auf die konstruierende Erkenntnisinstanz. Es geht um Gruppen, welche Erfahrungen und Erkenntnisse *machen* – wie immer dieses Machen dann im Einzelnen bestimmt wird. Der phasenweise besonders radikale Konstruktivist Steve Woolgar bezeichnet die Aufhebung der Selbstvergessenheit des mundanen Denkens als „Inversion“.

„Inversion verlangt, dass wir die Repräsentation als dem repräsentierten Objekt vorgängig ansehen.“¹⁵⁸

¹⁵⁶ J. G. Fichte: Die Bestimmung des Menschen, Hamburg 1979, S. 15.

¹⁵⁷ Vgl. J. G. Fichte: Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre, Hamburg 1961, S. 90 f.

¹⁵⁸ St. Woolgar: Science: The Very Idea, London und New York 1988, S. 36.

Es sieht oftmals so aus, als ginge es radikalen Konstruktivisten um mehr als nur den Nachweis der unbestreitbaren Vorgängigkeit des „Ich denke, das alle meine Vorstellungen muss begleiten können“ vor jeder bewussten Erkenntnis des Objekts durch ein Individuum. Denn Woolgar zufolge „konstruieren, definieren, bewerkstelligen“ die Repräsentationen die Sachverhalte.¹⁵⁹ Das ist eine viel strammere These als die bei Fichte auftauchende, das Ich („Ich denke“) übernehme im Erkenntnisprozess die Rolle des Reflexionsgrundes.¹⁶⁰ „Reflexionsgrund“ heißt bei ihm: die materiellen Dinge sind ontologisch, dem „Dasein nach“ vorhanden (gegeben), der Beschaffenheit nach aber bestimmbar durch die freie Intelligenz“ – also immer auch durch die Funktionen des Ich mit konstituiert. Wie aber sind auf diesem Hintergrund für den Konstruktivismus charakteristische Aussagen wie die folgenden zu lesen?¹⁶¹

- Der „Diskurs konstituiert sein Objekt.“ Heißt das, die Objekte seien das Produkt „des Diskurses“ und damit nichts als Sprachgebilde?
- „... die objektive Welt wird im und durch den Diskurs konstituiert.“ Damit könnte es dem Wortlaut nach immer noch um – wenn auch fundamentale – *Anteile* „des Diskurses“ beim Aufbau der Objektwelt analog den Kantischen „Dingen als Erscheinung“ gehen. Das wäre dann noch kein absoluter Idealismus.
- Der „Charakter eines entdeckten Sachverhaltes wäre damit das *Endergebnis* der Prozesse der Definition und Artikulation dessen, was ein Objekt ist.“ Das klingt nun wirklich nach einer lupenrein idealistischen Position!
- „... die Tatsache eines Objektes ist das stabile Endergebnis eines komplexen sozialen Prozesses.“ Nimmt man diese Aussage wortwörtlich so, wie sie an ihrem Ort niedergeschrieben wurde, dann geht das Objekt tatsächlich in den konstruktiven Operationen von gesellschaftlichen Subjekten auf! Es erscheint als ihr Produkt.

Heute werden gerne „der Diskurs“ oder „die Sprache“ an die Stelle „des Subjektes“ *S* gesetzt. Beiden Kategorien sieht man die nahe Verwandtschaft mit Wittgensteins Lehre von den „Sprachspielen“ deutlich an. Es stellen sich jedoch immer wieder die gleichen Fragen an die zweite Stellung des Gedankens – so natürlich das Relativismusproblem. Nur, dass nun die Frage nach dem „Wir“ des Kulturrelativismus nun durch das Problem des Ortes und des Umfangs „des Diskurses“ oder „des Sprachspiels“ ersetzt wird. Denn welcher Diskurs auf welchem Abstraktionsniveau ist überhaupt gemeint? Das Spiel der Sprache im

¹⁵⁹ Vgl. a.a.O.; 55.

¹⁶⁰ In diesem Zusammenhang kann man die Ambivalenz absolut idealistischen Denkens sehr genau registrieren. Einerseits sagt Fichte der Idealismus bestimme das „Objekt als erst hervorgebracht durch die Vorstellung der Intelligenz“ (= Ich), andererseits anerkennt er das Objekt (Nicht-Ich) als „vorhanden lediglich seinem Dasein nach“ – und das heißt wohl, als nicht in den Operationen des absoluten Ich aufgehend. Er will ja letztendlich eine dritte Stellung zwischen Dogmatismus und Idealismus erreichen.

¹⁶¹ Zitate aus a.a.O.; S. 68, 72 und 60.

Allgemeinen? Das Sprachspiel (*la langue*) einer bestimmten historischen Kultur – etwa der Kultur der steinzeitlichen Tricktrommler auf Neu-Percussistan? Das tatsächliche Sprachspiel bestimmter Gruppen oder Subkulturen an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten? Die Gemengelage der vielfältigen Sprachspiele, die in ein- und derselben historischen Kultur gespielt werden, und ganz verschiedene Lebensformen „konstituieren“? Oder gar der Sprecher als „rector magnificus“, der sich gleichsam in die Rolle des welterzeugenden Weltgeistes versetzt hat? Viele Konstruktivisten haben jedenfalls bei ihren Kritikern den Eindruck erweckt, dass für sie nicht nur die Tatsachen der *sozialen* Welt eine Hervorbringung (Konstruktion) durch „die Sprache“ oder „den Diskurs“ darstellen. Sogar die Natur wird einbezogen. I. Hacking bezeichnet diese Radikalisierung des linguistischen Paradigmas daher als „Sprachidealismus“:

„Der Sprachidealismus ist die Lehre, dass nur das existiert, worüber gesprochen wird.“¹⁶²

Umberto Eco beschreibt die Problematik des Sprachspielimperialismus nicht viel anders. Auch für ihn geht dieser davon aus,

„dass das Sein uns nicht nur als eine Wirkung der Sprache erscheint, sondern es radikal nichts anderes ist als eine Wirkung der Sprache ...“¹⁶³

J. Searle reagiert geradezu empört auf radikal konstruktivistische Annahmen:

„Wenn die gesamte Wirklichkeit eine >>soziale Konstruktion<< ist, dann sind wir es, die das Sagen haben, nicht die Welt. Nicht dieses oder jenes Argument bildet letztlich das Motiv dafür, den Realismus abzulehnen, sondern ein Wille zur Macht, eine Sehnsucht, die Dinge unter Kontrolle zu haben, und ein tiefreichendes, langanhaltendes Ressentiment. Dieses Ressentiment hat eine lange Geschichte, und zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts kam zu ihm noch ein Hass auf die Naturwissenschaften hinzu.“¹⁶⁴

Dogmatismus und Idealismus stehen – so beschrieben – in einem strikten Gegensatzverhältnis zueinander. Für Fichte ist der Gegensatz,

„der Streit zwischen dem Idealisten und dem Dogmatiker ... eigentlich der, ob der Selbständigkeit des Ich die Selbständigkeit des Dinges, oder

¹⁶² I. Hacking: Was heißt >soziale Konstruktion<? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt/M 1999.

¹⁶³ U. Eco: Kant und das Schnabeltier, München 2000, S. 62.

¹⁶⁴ J. R. Searle: Geist, Sprache und Gesellschaft. Philosophie in der wirklichen Welt, Frankfurt/M 2001, S. 46 f.

umgekehrt, der Selbständigkeit des Dinges die des Ich aufgeopfert werden solle.“¹⁶⁵

Zur 3. Stellung des Gedankens bei Fichte: Obwohl als notorisch absoluter Idealist durch die Lehrbücher der Philosophie streifend, sucht Fichte letztendlich nach einer Position, die nicht in der Dichotomie zwischen Dogmatismus und Idealismus aufgeht. Das bedeutet für ihn eine Stellung des Gedankens zur Objektivität, welche das Dasein des Gegenstandes nicht auf die Operationen des Ich reduziert, sondern ihn nur als der „Beschaffenheit nach ... bestimmbar durch die freie Intelligenz“ begreift (s.o.). Den Ausgangspunkt und den unhintergehbaren Rahmen für diese Varianten dieser Stellung bedeutet der *Zirkel der Referenz*. Fichte fasst ihn prägnant zusammen:

„Dies, dass der endliche Geist notwendig etwas Absolutes außer sich setzen muss (ein Ding an sich) und dennoch von der andern Seite erkennen muss, dass dasselbe nur *für ihn* da sei (ein notwendiges Noumen sei), ist derjenige Zirkel, den er in das Unendliche erweitern aus welchem er aber nie herausgehen kann.“¹⁶⁶

Erkenntnis wird damit als dialektischer Prozess dargestellt, worin sich sowohl alltagsweltliche Wissensansprüche als auch die wie immer auch verschiedenen, kontroversen und gegensätzlichen Ansätze in der Geschichte der Erkenntnistheorie bewegen müssen. Nur in bewusster Rücksicht auf diesen epistemologischen Rahmen lassen sich der Dogmatismus und der Monismus der ersten Stellung negieren und zugleich die Zuspitzung der zweiten Stellung zu Positionen wie denen des absoluten Idealismus oder radikalen Konstruktivismus vermeiden.

Die Hauptmerkmale des Zirkels der Referenz in der Darstellung bei Fichte sehen so aus: Der endliche Geist als endlicher Geist muss zwangsläufig einen Unterschied zwischen sich und etwas anderem, zwischen sich und etwas von ihm Abgelöstem (*absolutus*) machen, und dabei auch *Dinge* völlig unabhängig von sich selbst annehmen (Nicht-Ich). Das ist die eine Seite des Zirkels. Die Kehrseite der gleichen Münze offenbart sich darin, dass er gleichwohl annehmen muss, dass die „äußeren“ (materiellen) Dinge und Körper immer nur *für ihn* und damit durch seine Erfahrungen, Erkenntnisoperationen und Erkenntnis Kompetenzen hindurch gegeben sind. Erkenntnis erweist sich somit in abstraktester Hinsicht als Drehbewegung in einem Kreisprozess, den man immer wieder neu, durchaus auch – etwa aufgrund erfolgreicher Kritik anderer Positionen – erweitert und verbessert durchlaufen muss, aus dem jedoch niemand „heraustreten“ kann. Jedenfalls deutet nichts darauf hin, dass es bislang irgendjemandem in der Geschichte der Erkenntnistheorie gelungen sei, den

¹⁶⁵ A.a.O.; S. 18.

¹⁶⁶ J. G. Fichte: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794), Hamburg 1961, S. 198.

Zirkel der Referenz ganz zu verlassen und – statt der historischen Rückfälle auf den Pol des Idealismus oder den anderen des Dogmatismus – eine „ganz neue“ abstrakte Struktur an dessen Stelle zu setzen. Das Wort „Zirkel“ klingt nach *circulus vitiosus*, also nach messerscharfen Schlüssen wie dem, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Fichte beschreibt jedoch einen *circulus fructuosus*: Aus ständig neuen und kritischen Bemühungen zur Auslotung der Referenz der Reflexion auf Ansichseiendes, das gleichwohl *nur für uns* ein Ansichseiendes sein kann, entsteht die historische Dynamik aller Erkenntnistheorie.¹⁶⁷ Diesen Zirkel muss der endliche Geist „in das Unendliche erweitern“, ohne ihn jemals verlassen zu können. Eine Konsequenz aus dieser Konstruktion ist elementar: Daraus, dass etwas *Ansichseiendes* (ein materieller Gegenstand) nur *für uns* (durch die konstruktiven Operationen unseres Erkenntnisvermögens hindurch) ein *Ansichseiendes* sein kann, folgt *nicht*, dass es nichts als unsere Konstruktion oder das Produkt unserer Sprachspiele wäre! Umgekehrt folgt aus dem Sachverhalt, dass wir durchgängig unter dem Eindruck und Einfluss äußerer Gegebenheiten stehen nicht, dass unsere Lebensäußerungen, die Inhalte unserer Gedanken und Aussagen immer nur (z.B. hirneurologisch) ein-eindeutig *bestimmt* wären.

In zahllosen Arbeiten zur Erkenntnistheorie finden sich Querverweise auf den Zirkel der Referenz auch und gerade da, wo er gar keinen ausdrücklichen Verhandlungsgegenstand darstellt. So zum Beispiel bei Umberto Eco:

„Sobald es vor uns steht, erzeugt das Sein Interpretationen; sobald über es sprechen können, ist es bereits interpretiert. Andere Möglichkeiten gibt es nicht. Diesem Zirkel entgeht nicht einmal Parmenides ...“¹⁶⁸

Immer wieder wird implizit auf Merkmale einer dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität zurückgegriffen, wenn es um Probleme der Logik der Sozialwissenschaften geht. Und es ist gewiss alles andere denn der blanke Zufall, wenn der Zirkel der Referenz implizit auch von Autoren thematisiert wird, welche sich entschieden gegen Versuche verwahren, Wittgenstein und Wittgensteinschüler wie Peter Winch als Vertreter eines Konstruktivismus in der Form der radikalisierten zweiten Stellung des Gedankens zur Objektivität zu kritisieren.

„Viele der Kritiken an Winch und Wittgenstein, die ihnen eine Art neoidealistischer Position nachsagen, liegen daneben. Obwohl Wittgenstein vom ‚zufälligen‘ Charakter der Grammatik sprach, heißt das bei ihm nicht ‚beliebig‘. Das meinte nur, dass es keine notwendige Beziehung zwischen Worten und Dingen gibt. Er hat niemals behauptet,

¹⁶⁷ Als klassisches Werk in der Geschichte der modernen Philosophie, das die Geschichte der Erkenntnistheorie auf dem Boden des mentalistischen Paradigmas *explizit* im Bewusstsein des Fichteschen Zirkels betreibt, kann man Hegels: „Phänomenologie des Geistes“ nennen.

¹⁶⁸ U. Eco: Kant und das Schnabeltier, München 2000, S. 33.

dass unsere Begriffe nicht auf verschiedene Weisen durch die äußere Welt bedingt würden oder die Sprache die Welt erzeugte, sondern nur, dass der Inhalt der Welt uns nur durch Sprache zugänglich ist und dass es wenig Sinn macht, von einer `Welt` zu reden, welche hinter dem steht, was manifest in der Sprache und der Konvention auftritt.“¹⁶⁹

Und was genau meint Evelyn Fox Keller, wenn sie betont, der „erste Schritt einer feministischen Kritik an den Grundlagen des wissenschaftlichen Denkens“ bestünde in „einer begrifflichen Rekonstruktion von Objektivität als einem dialektischen Prozess?“¹⁷⁰

In der Tat: Der Zirkel der Referenz verkörpert in einer ganz allgemeinen Hinsicht einen *dialektischen* Prozess. Man kann ihn auch an der Dialektik von „Wissen und Wahrheit“ als dem Darstellungsprinzip der „Phänomenologie des Geistes“ Hegels ablesen. In seiner „Einleitung“ zu diesem Buch sagt Hegel:

„Das Bewusstsein weiß *etwas*, dieser Gegenstand ist das Wesen oder das *Ansich*.“¹⁷¹

Dieser Satz beschreibt *Referenz*: Das Bewusstsein „unterscheidet etwas von sich, worauf es sich zugleich bezieht.“ Den Referenten nennt Hegel das *Ansichsein*. Es handelt sich um den „Gegenstand“, der den Wissensansprüchen des Subjekts *entgegensteht*. Denn „das auf das Wissen Bezogene wird ebenso von ihm unterschieden und gesetzt als *seiend* auch außer dieser Beziehung.“ Hegel bezeichnet das Ansichseiende auch als „Wahrheit“. In der „Einleitung“ ist das wohl zu lesen als: „etwas ist in Wahrheit“, eben an sich da. Das Ansichseiende ist kein reines Gedankenprodukt oder Sprachkonstrukt. Es bedeutet einen Bezugspunkt unserer Erkenntnisbemühungen. Wenn sich – was ja ebenfalls ständig geschieht – unsere Versuche zur Wissensgewinnung und Wissenserweiterungen nicht auf *Gegenstände* außerhalb unseres Bewusstseins (Materie), sondern auf unsere Empfindungen, unsere Sprache, unser Denken selbst beziehen, dann – so schlage ich terminologisch vor – findet eine Referenz auf *Themen* statt. Also: Die Wissens- oder Erkenntnisinstanz, die Hegel hier: „das Bewusstsein“ nennt, weiß unter anderem auch etwas von *Gegenständen*, die bewusstseinsunabhängig sind, ein *Ansichseiendes* (wie die Dinge an sich Kants) darstellen. Doch gleichzeitig gilt:

„Er (= der Gegenstand – J.R.) ist aber auch für das Bewusstsein das *Ansich*.“¹⁷²

¹⁶⁹ J. G. Gunnell: Can Social Science be Just?, in: Philosophy of Social Science, Vol. 30, Nr. 4 (2009), S. 599.

¹⁷⁰ E. Fox Keller: Feminismus und Wissenschaft, a.a.O.; S. 287.

¹⁷¹ G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes, (Ed. Hoffmeister), Hamburg 1952, S. 73.

¹⁷² Ebd.

Der Gegenstand „draußen“ kann immer nur ein Gegenstand *für das Bewusstsein*, innerhalb von dessen Eindrücken oder durch sein Denken und die Sprache Gegenstand sein. Bei Umberto Eco hört sich das so an:

„Das Sein ist, auch ehe man von ihm spricht. Doch können wir es aus einer ununterdrückbaren Evidenz in ein (eine Antwort erwartendes) Problem nur verwandeln, insoweit wir darüber sprechen.“¹⁷³

Diese Aussage spiegelt haargenau die Grundstruktur des Zirkels der Referenz bei Fichte wider: Das Ansich ist immer nur *für uns* ein an Ansich. Aber daraus folgt nicht, dass das Ansichseiende immer nur *durch* uns, durch unsere Operationen der Wahrnehmung und Erkenntnis der Fall wäre. Das Ansich macht sich als Widerstand gegen unsere Erkenntnis- und/oder Handlungsinteressen bemerkbar. Man kommt nicht darum herum, dass „dem Etwas Rechnung zu tragen (ist), das *da* ist, Kräften, die außerhalb unseres Sinnesapparates wirken, und so zumindest Resistenzen manifestieren.“¹⁷⁴

„Die Dinge sind da, in ihrer aufdringlichen Präsenz, und es gibt wohl keine Kultur, die jemand dazu bringen könnte, den Hund als Zweifüßler oder als gefiedert wahrzunehmen.“¹⁷⁵

Gleichzeitig sind sie aufgrund durch unsere Eindrucks-, Denk- und Sprachfähigkeit überhaupt für uns da. Könnte man vom Unbewussten keine Eindrücke empfangen und vor allem keine bewussten Aussagen darüber machen (was ja Freuds Psychoanalyse durchweg versucht), dann bliebe es im tatsächlichen Sinn das völlig Unbewusste. Aber unsystematische Bezugnahmen darauf hat es schon lange vor Freud beispielsweise in Mythen gegeben. So wie Fichte den Zirkel der Referenz im Rahmen seiner Kritik an der Kantischen Lehre von den Dingen an sich entwirft, ist dessen Struktur hoch abstrakt. Man kann jedoch die verschiedenen Positionen, die in der Geschichte der Philosophie aufgetaucht sind, sehr gut anhand ihrer Schritte im Durchlauf durch den Zirkel und aufgrund der Art und Weise vergleichen, auf die sie ihn ausführen und ausfüllen. Auf dem Fichteschen Niveau höchster Abstraktion scheint er mehr in den Bereich möglicher Verhältnisbestimmungen von „Hermeneutik und Dialektik“ als in das Feld einer strengeren dialektischen Logik zu führen. Aber der epistemologische Zirkel als prägende Umgangsform mit dem Problem der Referenz in der dritten Stellung verweist darüber hinaus logisch und syntaktisch auf Prinzipien der *Dialektik*. Fichte – um bei diesem Beispiel zu bleiben – stellt die Positionen des Dogmatismus und des Idealismus als Gegensatzpaar einander gegenüber. Damit steht z.B. der naive Realismus in

¹⁷³ U. Eco: Kant und das Schnabeltier, a.a.O.; S. 31.

¹⁷⁴ A.a.O.; S. 144.

¹⁷⁵ A.a.O.; S. 310.

einem strikten Ausschlussverhältnis zum absoluten Idealismus bzw. radikalen Konstruktivismus. Aber es handelt sich dabei um mehr als eine einfache Dichotomie. Denn im Lichte der dritten Stellung des Gedankens zur Objektivität muss bei der *Selbstdarstellung* und *Selbstbegründung* eines jeden der beiden Pole auf Bestimmungen des entgegengesetzten anderen zurückgegriffen werden. Anders ausgedrückt: Bei der näheren Bestimmung und Verteidigung des einen Pols gegen den anderen wird jeweils unter der Hand auf Merkmale des anderen zurückgegriffen. Insofern impliziert der eine Pol Bestimmungen des anderen in sich. Daher bezeichnet Fichte die Position, die er jenseits der Dichotomisierung der beiden dichotomischen Systeme der Erkenntnistheorie begründen will als „Real-Idealismus“ oder „Ideal-Realismus“.¹⁷⁶ Er zielt mithin auf ein *Vermittlungsverhältnis* zwischen den beiden Polen, das weder ihren Gegensatz völlig auflöst, noch die Notwendigkeit verkennt, dass zur *immanenten* Darstellung der einen Position zwangsläufig gegensätzliche Bestimmungen der an sich ausgeschlossenen anderen gehören. An diesem Tatbestand hat sich auch heute nichts geändert. So kann zum Beispiel der radikale Konstruktivismus den referentiellen Diskurs trotz allen Verbalradikalismus nicht in die einschränkungslose Selbstbezüglichkeit der Sprache, also ausschließlich in die Thematisierung von Themen auflösen. Denn ich bin z.B. fest davon überzeugt, dass auch ein besonders radikaler Konstruktivist morgens davon ausgeht, dringend eines Frühstückes zu bedürfen und nicht bloß den *Begriff* des Frühstückes zu sich nehmen zu müssen – gleichgültig, aus welchen materiellen Stoffen dieses sich tatsächlich zusammensetzt. „Vermittlung“ bedeutet somit die allgemeinste Struktur der Bewegung des Gedankens in der dritten Stellung zur Objektivität. Im Begriff der „Vermittlung“ versammeln sich exakt auch Adornos Ansichten vom Prinzip der Dialektik:

„Dies ist eine innere Vermittlung; sie besteht darin, dass die beiden einander entgegengesetzten Momente nicht etwa wechselseitig aufeinander verwiesen sind, sondern dass die Analyse eines jeden in sich selbst auf ein ihr Entgegengesetztes als ein Sinnesimplikat verweist. Das könnte man das Prinzip der Dialektik gegenüber einem bloß äußerlich, dualistisch oder disjunktiv, unterscheidenden Denken nennen.“¹⁷⁷

Dieses Prinzip der Dialektik bezeichnet er gern als „Vermittlung ohne Mitte“:

„Die Dialektik jener Momente (der expressiven und der konstruktiven Bestimmungen eines Kunstwerkes – J.R.) gleicht darin der logischen, dass nur im Einen das Andere sich realisiert, nicht dazwischen.“¹⁷⁸

¹⁷⁶ J. G. Fichte: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794), Hamburg 1956, S. 198.

¹⁷⁷ Th. W. Adorno: Philosophische Terminologie. Zur Einleitung, Band 2, Frankfurt/M 1974.; S. 142.

¹⁷⁸ Th. W. Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt/M 1970, S. 72.

Wenn er unmittelbare Auskünfte über sein Verständnis von Dialektik gibt, kommt er immer wieder auf derartige Grundgedanken zurück:

„Sie können vielleicht daran schon eine erste Vorstellung davon gewinnen, warum die Möglichkeit, angesichts der antithetischen Begriffspaare überhaupt zu einem richtigen Denken zu kommen, darin zu suchen ist, dass man in diese Begriffe selber hineingeht und in ihnen selbst ihr Gegenteil auffindet, statt sich irgendwelche vermittelnden Weltanschauungen zwischen ihnen auszudenken wie etwa den sogenannten kritischen Realismus.“¹⁷⁹

Erkenntnistheoretische „Vermittlung“ wird von ihm als dialektische (nicht mengenlogische – J.R.) Vermittlung zwischen erster und zweiter Stellung zur Objektivität beschrieben:

„Dass jede Erfahrung, die wir machen, vermittelt ist durch den Erfahrenden wird jedem automatisch einfallen; ebenso ist aber jede Erfahrung, und daran pflegen die Menschen weniger zu denken, obwohl es gewiss nicht weniger evident ist, auch durch das Erfahrene vermittelt. Ohne ein Etwas, auf das sie sich bezieht, ohne ein Substrat, gäbe es eine Erfahrung überhaupt nicht.“¹⁸⁰

Kein Ansich ohne Füruns, kein Füruns ohne Ansich. Wenn man es nicht schon gewusst hätte: Gerade wegen dieser komplexen Konstellation ist „Objektivität“ nicht nur eine komplizierte, sondern obendrein auch noch eine *dialektische* Sache.

© Jürgen Ritsert

Frankfurt/M 2010

¹⁷⁹ Th. W. Adorno: Philosophische Terminologie, a.a.O.; S. 40 f.

¹⁸⁰ Th. W. Adorno: Philosophische Terminologie, Band 1, Frankfurt/M 1973, S. 85.